

WIR

von den Werken der Knorr-Bremse

46 / DEZEMBER 1960

B 7357 F KOSTENLOSE ABGABE AN BETRIEBSANGEHÖRIGE



INHALT:

- 3 Weihnachten 1960
- 4 Der Konzern am Jahresende 1960
- 5 Es begann vor 75 Jahren ...
- 7 CK gewann den MWM-Fußball-Wanderpreis
- 8 Y·KIK — eine weihnachtliche Erinnerung
- 9 Aus dem Tagebuch eines Siebzigjährigen
- 13 Erlebnisse in Oberammergau
- 14 Wie lege ich meine Ersparnisse an?
- 16 125 Jahre Deutsche Eisenbahnen
- 18 Unsere Jubilare
- 19 Tagung der Betriebsratsvorsitzenden und deren Stellvertreter in Berlin
- 20 Ein königlicher Sport

HERAUSGEBER:

Knorr-Bremse Kommanditgesellschaft
München/Berlin
München 13, Moosacher Straße 80

SCHRIFTFÜHRUNG:

Renate Stapf
München 13, Moosacher Straße 80
Telefon: 36741

GRAPHIK:

Will G. Engelhard, München,
Viktoriaplatz 1
Telefon: 361833

DRUCK:

Kastner & Callway
München 8, Weihenstephaner Straße 27
Telefon 448307

Wir stehen an der Schwelle eines Jahres, in dem wahrscheinlich nach den möglichen Mäusen, Hunden und Affen der vergangenen Jahre erstmalig Menschen in den Weltraum hinaufgeschossen werden, um dort Fähnchen mit einem großen Stern oder mit 50 kleinen Sternen aufzupflanzen ...

„Blick auf zu den Sternen, gib acht auf die Gassen“, lautet ein Wort des Dichters Wilhelm Raabe, der damit sagen wollte, daß der Mensch wohl nach Höherem streben, doch mit seinen Füßen stets auf der Erde bleiben sollte. Wie recht Raabe auch heute noch hat, beweist ein flüchtiger Blick auf die Liste der Probleme, die im Weltraumflugjahr 1961 auf Erden einer Lösung harren: Algerien, Kongo, Cuba, Berlin — um nur einige zu nennen ... Und dann wäre da noch das wichtige Problem einer ausreichenden Wirtschaftshilfe für die neuen Staaten Afrikas und Asiens und für Lateinamerika. Doch wir wollen unser Generalthema nicht vergessen: Bald werden wir also hinauf zu den Sternen fliegen — Hurra oder Urräh! Schon Goethe läßt in seinem Faust den Wagner sagen: „Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht, und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“ Faust antwortet darauf bitter und spöttisch: „O ja, bis an die Sterne weit!“ Nun, diese faustischen Worte sind genauso aktuell wie die viel älteren aus dem Evangelium des Matthäus, die sich ebenfalls mit einem Stern, allerdings einem ganz anderen, befassen:

„Und siehe, der Stern, den sie im Aufgehen gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Orte, wo das Kind war, ankam und stehen blieb. Da sie aber den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude. Sie gingen in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an. Sie taten auch ihre Schätze auf und brachten ihm Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhen.“

Über den vielen Sternen in der Ferne vergißt die Menschheit zu leicht den einen Stern von Bethlehem ... Die Weisen aus dem Morgenlande, die sicher zu den klügsten und gelehrtesten Männern ihrer Zeit gehörten, folgten diesem Stern. Sie folgten ihm, obwohl sie über einen sehr klaren Verstand verfügten — aber sie waren so weise, über ihrem Verstand nicht das Herz zu vergessen. Sie suchten Erleuchtung, sie wollten den Messias schauen und ihn anbeten. Sie sahen empor, während ihre Füße auf der Erde blieben und gingen an die Lösung ihres Hauptproblems mit einem Herzen voller Glaube, Demut und Einfachheit. Und darum fanden sie das Kind in der Krippe.

Sicher würde uns allen und besonders den Staatsmännern ein Hauch vom Geiste, der die drei Wüstenwanderer beseelte, außerordentlich gut tun. Mit dem Stern von Bethlehem vor Augen, dem Zeichen, daß ein brennendes Herz stärker ist als die kalte Vernunft der nur mit den realen Dingen Rechnenden, ließe sich so manches irdische Problem im kommenden Jahre leichter und zum Wohlgefallen aller Menschen in Frieden lösen.

Weihnachten 1960

Mit dem nun ausklingenden Jahre nehmen wir Abschied von einem ganzen Jahrzehnt gemeinsamer Arbeit.

Die Zeit von 1950 bis 1960 war eine gute Zeit, und ich blicke auf diese Jahre mit einem Gefühl der Dankbarkeit Ihnen allen gegenüber zurück. Ein jeder hat an seinem Platz mitgeholfen, daß in der Entwicklung unseres Unternehmens kein Stillstand eingetreten ist.

Zehn Jahre durften wir in Frieden und Eintracht zusammenarbeiten! Wenn wir in die Geschichte zurückblicken und uns in der gegenwärtigen Welt umsehen, müssen wir zugeben, daß zehn Friedensjahre ein großes Geschenk sind.

Nun sind wir an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts angelangt.

Wenn wir dem glücklichen Stern vertrauen, unter dem unsere Arbeit in der hinter uns liegenden Zeit stand, und unsere Hände weiter kräftigen und mit unseren Köpfen weiter denken, dann wird sicher auf dem kommenden Jahrzehnt auch jener Segen ruhen, ohne den kein Menschenwerk gedeihen kann.

In diesem Sinne grüße ich Sie alle zum Weihnachtsfest und wünsche Ihnen und Ihren Familien weitere zehn gute Jahre in Frieden und Eintracht.

Ihr

Joseph Vielmeuth

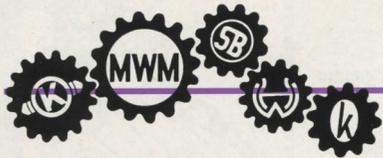
Die Gesamtbetriebsräte aller Konzernwerke wünschen allen Kolleginnen und Kollegen mit Ihren Familien frohe Festtage sowie ein gutes neues Jahr.

Möge im Jahre 1961 nicht nur in der großen Politik Friede und Freiheit erhalten bleiben, sondern auch in den Konzernwerken Friede, Freiheit, Menschenwürde und Kollegialität besonders gepflegt werden.

Im Auftrag der Betriebsräte aller Werke

Edi Klein





DER KONZERN AM JAHRESENDE 1960

Wie sieht es aus in diesem Jahr? – Das ist eine Frage, die viele von uns bewegt. Wir wollen versuchen, eine einigermaßen umfassende Antwort zu geben, wenn auch über den Monat Dezember 1960 noch keine Unterlagen vorliegen.

Vorweg kann gesagt werden, daß die Beschäftigung gut ist. Der gegenwärtige Auftragsbestand liegt um 30% über dem des Jahres 1959. Das ist ein Ausgangspunkt, von dem aus man mit Zuversicht in das neue Jahr hineingehen kann. Die gute Auftragslage des Konzerns ist gleichzeitig ein Zeichen dafür, daß die Konjunkturlage trotz kleinerer Abschwächungen, die sich zwischendurch immer mal ergeben, im großen und ganzen unverändert günstig ist.

Der Auftragsbestand garantiert, gemessen am Umsatz, eine Beschäftigung von rd. 7 Monaten. An der Steigerung sind sämtliche Werke des Konzerns beteiligt.

Auch der Umsatz hat sich gegenüber dem Vorjahr erhöht, und zwar insgesamt um rd. 7%. Die Steigerung könnte noch größer sein, wenn es möglich wäre, den Kundenwünschen immer termingerecht nachzukommen.

Dem sind jedoch Grenzen gesetzt durch die betriebliche Kapazität, den Schwierigkeiten bei der Herbeischaffung der benötigten Materialien, den Mangel an Fachkräften u. a. m.

Die erhöhten Aufträge und Umsätze bedeuten allerdings nicht, daß die Markt- und Absatzverhältnisse einfacher geworden sind. Im Gegenteil: der Konkurrenzkampf im In- und Ausland hat sich in zunehmendem Maße verschärft, was sich besonders bei den Zahlungszielen und den Preisen auswirkt. Auch die sehr viel stärker ausgeprägte Tendenz zur Herstellung neuer Typen und Fabrikate ist eine Folge der scharfen Konkurrenz.

Im Rahmen der verstärkten Beschäftigung hat sich die Belegschaft im Konzern um rd. 400 Personen auf rd. 7800 Personen vergrößert. Bei den MWM sind rd. 3200 Mitarbeiter beschäftigt, bei KB und SB München zusammen

Bei KB und SB steht im Vordergrund das Thema Abbau von Lieferrückständen, Erfolge zeichnen sich ab. Die Beschäftigung in den Sektoren Eisenbahnbremsen In- und Ausland ist gut. Nachdem im Lastkraftwagenbau hinsichtlich der Maße und Gewichte wieder klarere Verhältnisse gegeben sind, hat auch das Kfz.-Bremsen-Geschäft wieder erheblich angezogen. Neuere Gebiete sind daneben Druckluftsteuerung und automatische Kupplungen.

Die MWM haben ihr Fabrikationsprogramm erweitert durch Stromerzeugungsgruppen kleinerer und mittlerer Leistung. Der Bau luftgekühlter Schnellläufer mit erhöhter Leistung für Schlepper, Mährescher usw. wurde forciert. Auch MWM hat Schwierigkeiten mit der Einhaltung der Liefertermine. Die erhöhten Auftragsgänge und die Ergänzung des Typenprogramms bedingten eine gewisse Ausweitung des Geschäftes durch erhöhte Bestände, verstärkte Investitionen u. a.

Die Knorr-Bremse Volmarstein, deren Auftragsbestand sich seit 1958 mehr als verdoppelt hat, ist bestrebt, die Graugießerei kosten- und preismäßig besser zu gestalten. Die Tempergießerei befindet sich im Auslauf. Die Stahlgießerei ist vor kurzem mit zunächst einem Elektroofen ausgestattet worden, um qualitätsmäßig konkurrieren zu können.

Die Berliner Betriebe Hasse & Wrede und Kübler, die sehr lange unter den Kriegsfolgen zu leiden hatten, haben sich in den letzten Jahren dank zahlreicher Rationalisierungsmaßnahmen und Investitionen in ihrer Ausbringung und ihrer Rentabilität ständig verbessert.

Sehr gut entwickelte sich auch die brasilianische Niederlassung der MWM in Sao Paulo. Umsatz und Auftragsbestand haben eine beachtliche Größenordnung erreicht. Sie verfügt heute über ein Personal von etwas über 300 Personen und arbeitet in modern eingerichteten Fabrikbauten. In diesem Jahre wurde neben der Motorenfertigung die Fabrikation von Kraftfahrzeugbremsen aufgenommen. Das Wirtschaften in Brasilien war zu Anfang des Jahres etwas erschwert durch Kreditrestriktionen.

Was die Bilanzen und die Gewinn- und Verlustrechnungen

für das Jahr 1959 anbelangt, so kann ein abschließendes Bild noch nicht gegeben werden, weil mit Ausnahme von MWM und SB endgültige Abschlüsse noch nicht vorliegen. Über die MWM und SB haben wir bereits in den letzten Heften berichtet, desgleichen über die Umwandlung der Knorr-Bremse Aktiengesellschaft in eine Kommanditgesellschaft. Über die übrigen Werke, die ebenso wie MWM und SB erfreulicherweise alle in der Gewinnzone liegen, werden wir in den nächsten Heften berichten.

ZV/Sch.

Zu einer kleinen Feierstunde fanden sich am 14. Oktober dieses Jahres in unserem Berliner Schwesternwerk, dem Gummiwerk Kübler GmbH, Geschäftsführung und Mitarbeiter zusammen. Grund der Feierstunde war das 75jährige Bestehen der Firma.

Herr Dir. Z o t z m a n n begrüßte seine Gäste mit herzlichen Worten. Einen kurzen Überblick über die historischen Ereignisse des Unternehmens gab Herr Dir. V i e l m e t t e r, der seine besten Wünsche für Werk und Mitarbeiter anknüpfte. Im Namen der Belegschaft dankte Betriebsratsvorsitzender W a l d.

Nachstehend bringen wir die bewegte Geschichte des kleinsten Unternehmens unserer Konzernfamilie.

Es begann vor 75 Jahren ...

Im Jahre 1885 wurde in Berlin-Altoabit von den Herren E. Kübler und Louis Dinglinger eine Gummifabrik gegründet. Sie beschäftigte 20 Mitarbeiter und erhielt den Namen „Norddeutsche Gummifabrik E. Kübler & Co.“.

Gummi war damals noch ein verhältnismäßig junger Rohstoff, dessen leichte Bildsamkeit zur Herstellung von mancherlei Nützlichkeiten schon früh erkannt worden war.

So war schon um 1873 in Deutschland eine Gummi-Industrie aufgekomen. Es herrschte damals ausschließlich der Wildkautschuk. (Die erste deutsche Gummiwarenfabrik wurde übrigens 1829 von dem Großvater des Herrn Dinglinger, Louis Fonrobert in Berlin gegründet.)

Die Verwendung von vulkanisiertem Kautschuk bzw. Gummi zu industriellen Zwecken zeigte sich erst an. Hingegen waren aus dem sagenhaften Kautschuk vulkanisierte Dinge für Chirurgie, Krankenpflege und Laboratorien schon längst ebenso unentbehrlich geworden wie für den bürgerlichen Haushalt. Jeder Gasherd brauchte einen Gummischlauch, und nun, da Berlin gerade sein erstes Elektrizitätswerk in Betrieb genommen hatte, zeigte es sich, daß auch die Elektriker Gummi benötigten. Sodann herrschte lebhafte Nachfrage nach Schläuchen aller Art, hauptsächlich Wasser- und Luftschläuchen. Luftschläuche wurden in besonders fester Ausführung von der Staatsbahnverwaltung für Druckluftbremsen verlangt, dazu dann auch noch Dichtungsringe für die Gummischlauchkupplungen. Nachfrage besonderer Art, die nie aufhören wird, bestand nach dem ältesten Kinderspielzeug, nach Gummibällen.

Zwischen den Preiskämpfen um Kautschuk

Durch die Arbeit der Chemiker eröffneten sich den Kautschuk-Vulkanisaten in rasch zunehmender Folge immer weitere Anwendungsgebiete, und Kübler machte stets seine Techniker auf neue Verwendungsmöglichkeiten seiner Erzeugnisse aufmerksam.

Die Jahrhundertwende stand im Zeichen immer dringender werdender Nachfrage nach Gummi. Der erste Plantagenkautschuk erschien und begann den Wildkautschuk mit der Folge rücksichtsloser Preiskämpfe zu überrunden und die Kalkulation dementsprechend zu erschweren.

Im Jahre 1902 war das Unternehmen bereits auf 75 Mitarbeiter angewachsen, so daß die alten Räume nicht mehr ausreichten. Herr Dinglinger erwarb in Reinickendorf-West ein Grundstück und begann mit dem Neubau einer Fabrik. Mit 100 Belegschaftsmitgliedern zog er in der heutigen Auguste-Viktoria-Allee 18–20 ein. Der Verkauf der Erzeugnisse erfolgte unter dem Warenzeichen „PARA“ und umfaßte chirurgische Gummiwaren, technische Formartikel, Schläuche aller Art – daneben Bälle und Puppen. Nach



Feierstunde in der Werkhalle

Feierabend wurde das Ergebnis der Tagesarbeit auf einen kleinen Wagen geladen, und unter fröhlichem Geklaff zog das Hundegespann die fertigen Artikel zum Bahnhof oder Postamt ...

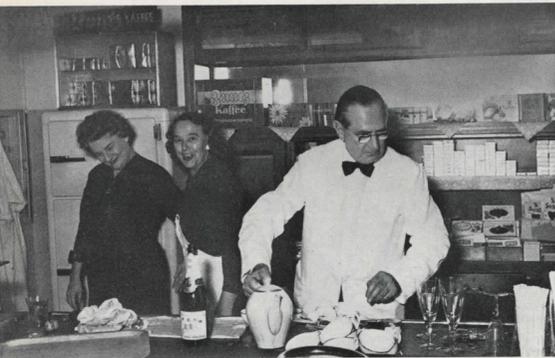
Kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges nahm der Betrieb einen schönen Aufschwung. Die raschen Fortschritte der Autogen-Schweiß-Technik erlebten das Geschäft in besonders widerstandsfähigen und druckfesten Schläuchen mittleren und kleineren Durchmessers. Die Nachfrage nach technischen Formartikeln begann einen ansehnlichen Katalog zu füllen. Die Herstellung von Spielbällen, deren Maße nunmehr sportlichen Wünschen und Normen folgten, beschäftigte eine besondere Abteilung.

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges schnitt den Betrieb von den Rohstoffzufuhren ab und unterbrach die bis dahin erreichte Blüte. Diese Lage wurde von einem der hauptsächlichsten Abnehmer der sonst so tüchtig arbeitenden Fabrik, der Knorr-Bremse AG, mit besonderem Bedauern wahrgenommen. Mit dem Beginn der zwanziger Jahre entschloß sich die Knorr-Bremse AG, durch Kapitalbeteiligung dem Werk behilflich zu sein. Für diese Beteiligung war das Bestreben der Knorr-Bremse AG ausschlaggebend, sich den Bezug der für Eisenbahnbremsausstattungen benötigten Schläuche in einer Qualität und Ausführung zu sichern, die ihrem hohen Ruf entsprach. Der Einfluß der



Herr ZOTZMANN im Gespräch mit Herrn TORPPE (rechts), dem Vorsitzenden des Verbandes der techn. Händler e. V.

In der Werkkantine herrschte Hochbetrieb . . .



Knorr-Bremse war Ende 1924 bereits überwiegend, ihre Aufträge bildeten von nun an die Gewähr für laufenden Absatz.

Trotz des Rückhaltes war es für die kleine Gummifabrik nicht leicht, zu wirtschaftlichen Erfolgen zu gelangen. Während der Jahre 1922 bis 1925 schwankten die Preise für 100 kg Rohkautschuk zwischen 245 und 650 RM. Es waren hauptsächlich diese außerordentlichen Preisschwankungen, denen die Kapitalkraft der Norddeutschen Gummifabrik nicht gewachsen war, so daß die Knorr-Bremse AG auch personell maßgeblichen Einfluß auf die Firma zu nehmen begann. Unter lebhafter persönlicher Anteilnahme von Joh. P. Vielmetter entwickelte sich das Gummiwerk zu einem Unternehmen, dessen Erzeugnisse alsbald wieder den alten guten Ruf erlangten. Die technische Ausstattung des Betriebes war vollkommen modernisiert und auf den höchsten Stand gebracht worden.

Im Jahre 1939 wurde der Name des Unternehmens in Gummiwerk Kübler GmbH umbenannt. Das Werk war inzwischen dank seiner Spezialeinrichtungen Hauptlieferant der Reichsbahn mit Tagesleistungen bis zu 3000 Bremschläuchen geworden. Der Küblersche Gummiplatten-Bodenbelag fand besonders in der deutschen Seeschifffahrt gute Aufnahme. Der Knorr-Bremse AG stand im Gummiwerk Kübler damals ein Betrieb zur Verfügung, der ihren gesamten Bedarf an Qualitätsgummiwaren deckte.

Grüne Pflanze auf Trümmerbergen

Das mit dem Zusammenbruch des Reiches am Ende des zweiten Weltkrieges über den Betrieb hereinbrechende Unglück läßt sich vom Gesamtschicksal der Stadt Berlin

nicht trennen. Während des Krieges noch konnte die Fertigung trotz starker Bombenschäden aufrecht erhalten werden, so daß das Werk bei Kriegsende noch rund 450 Mitarbeiter beschäftigte. Der totale Zusammenbruch aber brachte für das Werk eine totale Demontage.

Im April/Mai 1945 wurde der Betrieb, soweit es eben möglich war, von einigen Betriebsangehörigen in Ordnung gehalten und vor Plünderungen geschützt. Nach Pfingsten 1945 wollte man versuchen, wieder mit der Produktion von Gummiartikeln zu beginnen. Am Pfingstsonnabend aber erschienen etwa 200 russische Arbeiter mit Lastwagen und begannen mit der Demontage des gesamten brauchbaren Maschinenparks und der Ausräumung des ganzen Werkes. Als sie am 4. Juni 1945 ihre Tätigkeit beendeten, war das einst so fleißige und ertragreiche Gummiwerk Kübler nicht viel mehr als eine Ruine. Die Knorr-Bremse AG war in ihrer Handlungsfreiheit gehemmt. Das Gummiwerk Kübler wurde treuhänderischer Verwaltung anheimgegeben. Glücklicherweise fiel die Treuhänderschaft einem bewährten Betriebsangehörigen zu, dem ein kleines Häuflein von 13 übriggebliebenen alten Arbeitern die Treue hielt. Es gelang unter Überwindung kaum vorstellbarer Hindernisse, eine fabriktionsähnliche Fertigung aufzuziehen. Diese Arbeitsaufnahme bei Kübler war nur möglich, weil die Knorr-Bremse trotz ihrer eigenen Schwierigkeiten wiederum treue Hilfe leistete.

Bis zur Währungsreform wurden mit einigen armseligen Vulkanisierpressen hauptsächlich Schuhsohlen hergestellt. Das zeitliche Zusammenfallen der Währungsreform mit der Berliner Blockade bedrohte das Werk abermals mit finanziellem Zusammenbruch, der jedoch wiederum durch Zuschüsse der Muttergesellschaft vermieden wurde.

Nach Beendigung der Blockade im Jahre 1950 wurde der Versuch unternommen, durch Neubeschaffung von Einrichtungen die maschinelle Ausrüstung auf einen Stand zu bringen, der den Wettbewerb mit dem Westen ermöglichen konnte.

Die Geschäftsleitung verstand es, dem Betrieb jene Wendung zum Besseren zu geben, die sich bald darauf in Anfangserfolgen anzeigte und entsprechende Investitionen seitens der Knorr-Bremse AG rechtfertigte. Einmal wurde in der Herstellung von Spielbällen mit Erfolg zur Verwendung plastischer Kunststoffe übergegangen und dem Ar-

. . . denn viele Gäste wollten auf Küblers Wahl anstoßen!



tikel durch den Markennamen „Kübler-Kugel“ das Signet einer echten Leistung verliehen. Zum anderen Male wandte sich Kübler wieder mit aller Energie der Herstellung besonders genauer Formartikel zu. Begünstigt wurde diese Entwicklung bei Kübler durch die Einführung unserer neuen Eisenbahn-Druckluftbremse mit dem KE-Einheitsventil, dessen Membranen im wesentlichen aus einem festen Buna-vulkanisat bestehen. Mit der Einführung des KE-Ventils wurde es der Knorr-Bremse möglich, dem Gummiwerk laufende Aufträge auf Wälzhäute, Biegehäute, Ventilplatten und anderen Formartikeln zu überschreiben, außerdem benötigten die Schwesterwerke Südbremse und MWM ebenfalls technischen Gummi in mancherlei Form und Beschaffenheit. Der unbestreitbare Vorteil des Bezuges hochfester und -dichter Buna- oder Gummiteile aus einem Schwesterwerk besteht vor allen Dingen in der vollendeten Abstimmung der Qualitäten auf den bestimmten Zweck und der damit möglichen Zusammenarbeit und anstandslosen Gütekontrolle.



CK GEWANN DEN MWM-FUSSBALL-WANDERPREIS



Dir. Dr. Joa überreicht den Wanderpreis dem CK-Mannschaftsführer Ziegler

„Sport ist Sache der Sportvereine. Dieser Grundsatz soll nicht angetastet werden“, hat schon vor Jahren der verstorbene MWM-Vorstandsvorsitzer Hans Peters gesagt. „Aber“, so erklärte er vor der Werksjugend damals weiter, „dort, wo wir direkt etwas tun können, um durch sportliche Betätigung im kleinen Rahmen einen Ausgleich gegen die gleichmäßige berufliche Auslastung zu finden, da wollen wir es nicht versäumen, — ohne den von uns geförderten Vereinen ins Gehege zu kommen.“

Der MWM-Vorstand hat jetzt diesen Gedanken wieder aufgegriffen. Er stiftete einen Wanderpreis für ein Fußballturnier der verschiedenen MWM-Abteilungen. Mit den Büros wurde 1960 ein Anfang gemacht. Im kommenden Jahr sollen sich auch die Abteilungen des Betriebes dazu finden. Sportkleidung und -ausrüstung stehen bereits zur Verfügung, — und gespielt wird in frischer Luft auf den schön gelegenen Sportplätzen im Herzogenriedpark. Dort lief auch heuer das Turnier ab. 7 Mann-

schaften hatten sich gemeldet: AF 3 (Arbeitsvorbereitung), C III (Projektbearbeitung), CK (Konstruktion), E (Einkauf), F (Finanz- und Rechnungswesen), Gi-Ga (Verkauf), G VI/G VII (Versand und Ersatzteilwesen).

Es war schon richtig, die (z. T. schon etwas reifer gewordene) Jugend aus den Büros aufzurufen, aus der Büroluft heraus auf den grünen Rasen zu gehen, und die meist sitzende Tätigkeit mit atmungsregendem Sport zu tauschen. Natürlich gabs tüchtig Muskelkater zunächst, aber bald wurden die Spiele schneller, Freude und Lust am Sport größer. Von Runde zu Runde nahm auch die Anteilnahme der Zuschauer an den immer spannender werdenden Begegnungen zu:

Vorrunde
CK zog das Freilos
C III gegen AF 3 1:5
F gegen E 5:0
G VI/VII gegen Gi-Ga 0:7
Zwischenrunde
CK gegen F 1:1
AF 3 gegen Gi-Ga 0:4
Wiederholung 1:0 (nach Verlängerung)
Endspiel
CK gegen Gi-Ga 2:1.

CK war der glückliche Sieger. Zweifellos hat mit dieser Abteilungsververtretung aber auch die am gleichmäßigsten besetzte, mannschaftlich am geschlossensten spielende Elf gewonnen. Es fehlte nicht an schönen Spielzügen, guten Einzelleistungen und kraftvollen Torschüssen bei beiden Endspielpartnern.

Dank gebührt auch den Schiedsrichtern (zugezogene Verbandsschiedsrichter, aber selbstverständlich MWMler), die sich bei den Runden- und vorbereitenden Freundschaftsspielen uneigennützig zur Verfügung gestellt haben. Der Erfolg dürfte aber vor allem darin liegen, überhaupt Sport und frohes Spiel betreiben zu haben. Und wirklich bleibenden Wert wird das Turnier erst dann haben, wenn man fortfährt, Leibesübungen zu betreiben — in den Wohnsitzgemeinden bei den Vereinen, gelegentlich aber auch im Kollegenkreis.

Direktor Dr. Joa überreichte der Siegermannschaft den Wanderpreis, ein hübsches Motorenmodell, mit besten Glückwünschen und in der Hoffnung, daß das MWM-Fußballturnier zu einer bleibenden, die Belegschaft erfreuenden und das MWM-Gemeinschaftsbewußtsein fördernden Einrichtung werde.

Heinz Müller, Mannheim

Y · KIK

EINE WEIHNACHTLICHE ERINNERUNG

Im Herbst 1920 erhielten wir noch ein verspätetes Hochzeitsgeschenk. Ein gern gesehener Freund im Hause meiner Eltern, Professor Dr. Sch., leidenschaftlicher Chinaforscher, war von einer Reise aus dem Osten heimgekehrt und hatte uns einen kleinen Buddha mitgebracht. Dieser saß auf dem Podest einer siebenstufigen Freitreppe aus Ebenholz. Zu beiden Seiten steckten in zwei Pfannen zwanzig Kerzen. Der Buddha selbst hockte meditierend auf seinen untergeschlagenen Schenkeln und hatte die beiden Zeigefinger und Daumen so aneinandergeliegt, daß sie ein auf der Spitze stehendes Viereck bildeten. Der Kopf war kahl und hatte eine überdimensional hohe Stirne, was im fernen Osten besonders hochentwickelte Weisheit ausdrückte. Drei tiefe Furchen auf der hohen Stirne erhöhte diesen Eindruck noch. Die Augen waren, wie das beim Meditieren üblich ist, leicht geschlossen und scheinbar nach innen gekehrt. Der Mund war zu einer runden Öffnung geformt und der Dampf von Räucherkerzen, die im Innern des Treppensockels aufgestellt werden konnten, entwichen hier und hüllten so das Haupt in einen geheimnisvollen Nebel. Auf dem Sockel standen, schon halb verwischt, die beiden Worte: Y · KIK, der Name dieses Buddhas.

Sein höherer Sinn war der eines Hausgottes mit der Aufgabe, in der Ehe stets Frieden zu stiften.

Eine hübsche Legende erzählte uns dazu der Forscher: Eine der Kerzen zu beiden Seiten des Buddhas gehört dem Manne, die andere der Frau. Wenn sich nun Mann und Frau im Verlauf ihrer Ehe streiten, sollte derjenige, der den ersten Schritt zur Versöhnung tun wollte, seine Kerze anzünden. Dann würde auch der andere bereit sein, die Versöhnung anzunehmen und zum Zeichen dessen ebenfalls seine Kerze anzünden. Danach sollten beide gemeinsam zum Hausgott treten und jeder seine Kerze auslöschen. Nach dieser kleinen Zeremonie, würden sich unweigerlich beide anschauen lächeln und damit sei die Einigkeit wieder hergestellt.

Wir haben uns zu dieser „Anweisung“ verständnisvoll angesehen, schon jetzt gelächelt und gedacht: Wir brauchen solch einen vermittelnden Hausgott gar nicht, weil wir uns nie streiten werden! Wir waren noch kein halbes Jahr verheiratet und lebten quasi immer noch in den Flitterwochen, in denen das

Leben ja so rosig aussieht. Trotzdem bedankten wir uns herzlich für das Geschenk und stellten es auf den Notenschrank meiner Frau.

Wochen, ja Monate vergingen und das einzige, was im Bereich dieses Buddhas geschah, war das tägliche Staubwischen. So kam Weihnachten heran. Wir wohnten noch bei meinen Eltern. Und hier war Weihnachten das größte Fest, brachte die meiste Arbeit der Vorbereitung und endete in einer großen Gesellschaft. – Wir, meine Frau und ich, standen am Mittag des Heiligen Abends vor dem Notenschrank und suchten gemeinsam Musikstücke heraus, die am Abend gespielt werden sollten. Es herrschte völlige Einigkeit bei der Auswahl. Da plötzlich geschah es! Im oberen Teil des Schrankes hatte ich einen kleinen Platz für eine Auswahl aus meiner Post, die ich in meiner über fünfjährigen Gefangenschaft in Frankreich von meiner Braut, denn damals waren wir noch nicht verheiratet, und meiner Mutter erhalten hatte. Beide Frauen hatten mir viel Liebes und viel Geistreiches geschrieben, und ich blätterte gern in diesen Briefen. Ohne besondere Absicht zog ich einen Brief heraus. Er war von meiner Mutter und trug das Datum: Weihnachten 1917. Am Schlusse stand dieses einmalig schöne Vermächtnis Robert Smith's an seinen Freund Isaac Newton:

Wir Menschen sind im Strom des Lebens. Vielerlei treibt auf uns zu. Gutes und Übles. Freundschaft, Liebe, Haß und Leid, Ruhe und Streit, Sonnentage und Stürme, Friede und Sorge, Wohlstand und Knappheit, Kraft und Krankheit, Erkenntnis und Zweifel, tausend Hilfen – aber auch tausend Drohungen. Was immer Gutes zu Dir treibt, laß es nicht bei Dir enden.

Gib es an andre weiter, aus eignem Vorrat vermehrt.

Für jede Hilfe, die Dir ward, hilf einem andern – säume nicht damit, sonst könnte es bei Dir enden. Für jeden Sonnentag – mach andre Tage sonnig; für jede Träne, die man Dir trocknet, lösche viele Tränen aus; für jede Not, die man Dir schenkt, verscheweche anderer Not! Damit nichts Gutes schwinde im Bestande des Stromes! Was aber Böses zu Dir treibt, laß es in Dir enden. Gib es nicht weiter! Im Abgrund Deines Ich soll die Zeit es zerstäuben. Wird Dir Feindschaft, so befeinde nicht. Droht Dir einer, so drohe nicht weiter. Verkleinert man Dich, so lasse es gut sein und setz nicht andere herab. Wenn einige – viele – so handeln, wird notwendig im Strom des Lebens das Gute sich mehren, das Böse sich mindern. Gib Gutes weiter, behalte es nicht, tu an Eignem hinzu. Das Böse laß bei Dir enden.

Wir lasen es gemeinsam, und ich stand ganz unter dem Eindruck, die diese Lebensweisheiten damals, als ich sie empfang, auf mich gemacht hatten. So entspann sich eine kleine Unterhaltung, in deren Verlauf meine Frau eine Be-

merkung machte, der ich widersprach. Daraus entwickelte sich nach und nach ein regelrechtes Streitgespräch.

Mit Schrecken erkannte ich plötzlich, daß der Streit sich gar nicht lohne und unsere Weihnachtsstimmung, die trotz der aufregenden Vorarbeiten so harmonisch bis jetzt war, nun völlig verdorben war.

Da ging die Tür auf, und meine Mutter erschien. Sie hatte im Nebenzimmer alles mitgehört und nahm uns nun beide beim Arm und drehte uns zu unserem Hausgott Y · KIK. Aus ihren Schürzentaschen zog sie zwei Schachteln Streichhölzer und gab jedem eine. Dann stieß sie leicht unsere Köpfe zusammen und ließ uns lächelnd stehen. Verdutzt sahen wir auf die gefurchte Stirn des Buddhas. Es schien mir, als ob auch er lächelte. Ich nahm meine Frau in die Arme, und wir küßten uns. Die Kerzen haben wir nicht angezündet. So hatte eine lebenserfahrene Mutter dem kleinen Hausgott Y · KIK schnell zu seinem Erfolg verholfen.



Es wurde ein besonders schöner Weihnachtsabend, und alle unsere Gäste mußten den Y · KIK bewundern. Mir schien es dabei, als ob er noch immer lächelte. Stolzenburg, München

„O du fröhliche Weihnachtszeit“

AUS DEM TAGEBUCH EINES SIEBZIGJÄHRIGEN

WEIHNACHTEN 1905

Draußen auf der Straße waltet der Laternenanzünder seines Amtes. Er steckt ein Gaslicht nach dem andern an – genauso wie meine lieben Eltern in einem kleinen Stündchen Kerze für Kerze am Weihnachtsbaum anzünden werden. ... Übrigens ähneln die großen gußeisernen Kandelaber vor unserem Haus jetzt, da der Schnee um sie herumwirbelt und sie sachte bedeckt, ein wenig dem mit Watte und Engelshaar reich geschmückten hohen Tannenbaum in unserer guten Stube.

Bald wird mich der Vater mit der silbernen Tischglocke zur Bescherung rufen. ... Ob ich wohl alles bekomme, was ich mir gewünscht habe? Wenn ja, dann müßte ein ganzes Heer von Zinnsoldaten auf mich warten; ein recht kunterbuntes Heer, denn ich habe mir Buren und Engländer, Russen und Japaner und viele, viele bezopfte Chinesensoldaten gewünscht. Ich will nämlich mit meinen Freunden Walter und Eduard, den Söhnen von Kommerzienrat Meier, alle großen Kriege der letzten Jahre durchspielen: den Burenkrieg der Engländer gegen die tapferen Buren von 1899–1902, den der kleinen Japaner gegen den russischen Koloß auf lönernden Füßen, 1904–1905 – und natürlich den Boxeraufstand in China, zu dessen Niederwerfung unser großer Kaiser Wilhelm – Gott erhalte und beschütze ihn! – das deutsche Expeditionskorps mit der Devise übers Meer schickte: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Führt Eure Waffen so, daß auf 1000 Jahre hinaus kein Chinese mehr es wagt, einen Deutschen schein anzusehen ...“

Doch ich will mitnichten nur von meinen Weihnachtswünschen schwätzen, sondern auch von den Gaben berichten, die ich für meine lieben Eltern bereithalte: Für meinen Vater, der den vor Jahren verstorbenen Eisernen Kanzler hoch in Ehren hält – obwohl ihn doch unser großer junger Kaiser 1890 (übrigens im Jahre meiner Geburt!) in die Wüste bzw. in den Sachsenwald geschickt hat – habe ich ein Büchlein „Die wahren Hintergründe der Entlassung des Fürsten Bismarck“ erstanden. Hoffentlich findet es sein Interesse. Außerdem halte ich für den guten Vater noch eine Bouteille voll vorzüglichen Cognacs bereit – sie hat mich eine ganze Reichsmark und einen Doppelgraschen gekostet!

Der lieben Mutter verehere ich einen großen Tiegel der echten und weltberühmten Haarpomade der Anna Csillag – Kostenpunkt ein harter Silber-

taler. Sehr hart für mich, doch ich weiß, daß Mama auch gern solch wunderhübsches langes Haar („185 centimeter langes Riesen-Loreley-Haar“ stand in der Zeitungsreklame!) wie die Csillag haben würde. ...

Für meine teure Schwester Clothilde habe ich drei Paar süße Beinmanschettchen aus weißer Spitze à –20 Pfg. erworben. Sie werden im „Brevier der eleganten Dame“ sehr gelobt und angepriesen.

Aber jetzt Schluß für heute! Ich höre den Klang der Weihnachtsglocke und muß mich sputen.

PS. am 1. Feiertag

Der liebe gute Vater – er hat von seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog das Komturkreuz zweiter Klasse des Großherzoglich-Hessischen Verdienstordens Philipps des Großmütigen verliehen bekommen. Das ist wirklich eine schöne Weihnachtsüberraschung – besonders weil Kommerzienrat Meier von nebenan nur die dritte Klasse hat!



WEIHNACHTEN 1916

Das ist nun schon der dritte Heilige Abend, den ich an der Front „feiere“ – zur Abwechslung diesmal in Rußland. Als wir im September 14 frisch, fromm, fröhlich, frei in Frankreich vormarschierten, glaubten wir Kriegsfreiwilligen noch an den kurzen Spazier-

gang nach Paris. Doch dann kam die Marneschlacht, der Stellungskrieg vor Verdun und das Schlachten an der Somme. ... In diesem Jahr haben uns Italien, Rumänien und Griechenland den Krieg erklärt. Ich weiß nicht sicher, wieviel Staaten es sind, die jetzt gegen uns stehen – zwei oder drei Dutzend? Ich weiß nur mit Sicherheit, daß viele Hunde des Hasen Tod sind. ... An einen Sieg ist kaum noch zu denken. Das höchste der Gefühle wäre wohl ein einigermaßen ehrenvoller Frieden. Ich habe gehört, daß im Sommer dieses Jahres die Munitionsarbeiter in Berlin und Hannover gestreikt haben. Wirklich kein Wunder, denn von Steckrüben und Kunsthonig wird niemand mehr satt – den Eichelkaffee mit Süßstoff hat jedermann satt! Ersatz, wohin man schaut! Selbst in den Uniformstoffen soll Brennnesselkraut verarbeitet sein, und die Sohlen unserer Knobelbecher bestehen aus einer Art von Preßpappe. Wie soll man darauf gehen, wie soll das weitergehen? Wenn es wenigstens genügend zu qualmen gäbe, aber selbst die Buchenlaubzigarren sind knapp. Die Rußkis, die uns etwa 500 Meter gegenüberliegen, haben allerdings noch viel weniger zu essen und zu qualmen. Arme Schweine, die wirklich nicht mehr wissen, wofür sie im Dreck liegen und kämpfen – aber wissen wir es eigentlich? „Mit Gott“ steht auf unseren Koppelschlössern. Kämpfen wir tatsächlich mit Gott für König und Vaterland?

Der heutige Heilige Abend verlief ziemlich merkwürdig. Zuerst aßen wir in unserem Unterstand ganz gemütlich eine üppige Portion Pferdefleisch. (Natürlich hatten wir es vorher in Essig gelegt, damit es nicht so fade-süßlich schmeckte!) Dann saßen wir mit unseren endlich wieder einmal vollen Bäuchen vor dem ebenfalls wohlgefüllten Kanonenofen und genossen die Wärme. (Vater schreibt, daß sie zu Hause nur ganz wenig Kohlen haben und oft frieren.) Ein Kamerad fing an, auf seiner Mundharmonika Weihnachtslieder zu spielen. „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Da wurde es uns zu eng im Unterstand. Irgend etwas trieb uns raus ins Freie. Wir nahmen unseren Tannenbaum mit, stellten ihn auf dem Grabenrand auf und zündeten die Kerzen an. An unserem Frontabschnitt herrschte tiefste Ruhe. Die Nacht war klar, kalt und windstill. Das Licht der Kerzen und die Mundharmonikaklänge mußten bis zum russischen Graben dringen. Und auf einmal hörten wir Schritte im Schnee knirschen und sahen Gestalten auf uns zukommen. Einer ging voran.

Er schwenkte einen weißen Fetzen. Sie kamen näher – 10 Mann in zerlumpten russischen Uniformen und ohne Waffen. Wollten sie überlaufen? Nein, sie hielten vor unserem brennenden Weihnachtsbaum und betrachteten ihn wie eine wunderbare Erscheinung. Im Licht bemerkten wir, daß mehrere Muschiks kleine rote Fähnchen mit sich führten.



Das zaristische Regime schien von Tag zu Tag stärker zu wackeln ... Nun, was immer sie für Fahnen in ihren Händen hielten oder für eine Uniform trugen – heute, in der Heiligen Nacht, sollten sie uns als Kameraden willkommen sein!

Wir gaben ihnen von den aufgesparten Weihnachtszigarren aus dem mit Tabak veredelten Buchenlaub und von unserem Kommißbrot. Sie bedankten sich überschwänglich, indem sie sich mehrmals vor uns tief verneigten! Wir mit unserem guten Pferdefleisch im Magen kamen uns den ausgehungerten Elendgestalten gegenüber wie fette, satte Bürger vor.

Da knallte plötzlich von der russischen Seite her ein Schuß. Unsere Rußkis schimpften laut und riefen Flüche zu dem Störenfried hinüber. Aber schließlich zogen sie sich doch wieder langsam in ihren Graben zurück. Gottlob, es blieb an diesem Heiligen Abend bei dem einen Schuß ins Leere, und wir ließen deshalb unseren Tannenbaum getrost auf dem Grabenrand stehen, bis alle Lichter herabgebrannt waren. Er stand zwar recht einsam und verloren inmitten der Schneewüste – aber sicher hingen hundert Augen von hüben und drüben voller Hoffnung an diesem kleinen Zeichen des Friedens.

WEIHNACHTEN 1923

Das Geläut der Weihnachtsglocken wirkt heuer recht dünn, denn liebe Mitmenschen haben vor einigen Wochen von unserem Kirchturm zwei der schönsten Glocken geklaut ... Ja, wertbe-

ständiges Metall steht halt hoch im Kurs! Zwar hat die Kirchenleitung sofort einige Milliarden Mark zur Wiederbeschaffung des Diebesgutes ausgesetzt, aber die Herren Einbrecher sind natürlich nicht scharf auf die von Tag zu Tag wertloser werdenden Scheine. Der Brennabor-Kinderwagen für unseren Sohn Hänschen kostet 2 Billionen Mark – fürwahr, ein teures Kind! Wenn aus Hänschen mal – so Gott will! – ein Hans geworden ist, werde ich ihm von seiner Billionen-Kutsche erzählen. Neuerdings läßt die kluge Obrigkeit zur Verhütung von Gemüse- und Kartoffeldiebstählen auf vielen Feldern hölzerne Beobachtungstürme aufstellen. Droben sitzen Schupos mit Scheinwerfern. Die armen Leute, die sie zu meist während der Nacht erwischen, sind leider nur die ganz kleinen Fische, denen der Hunger die Eingeweide umdreht. Die großen Fische, die Schieber mit Dollars, Pfunden oder gar mit Gold, gehen der Schupo bestimmt nicht ins Netz ... 4 Billionen Reichsmark für einen einzigen Dollar – wohin soll das noch führen?!

Unser kleiner Kintopp an der Ecke nimmt schon lange keine Reichsmark mehr, weil das Geld am Ende der Vorstellung nur noch das Papier wert ist. Für den alten Hauptmann-Film „Rose Bernd“ mit der Henny Porten, für die Thea so schwärmt, mußten wir vier Preßkohlen als Entree bezahlen. Am zweiten Feiertag wollen wir uns „Dr. Mabuse – der Spieler“ ansehen – so es unser Vorrat an Preßkohlen erlaubt! Ich bin froh, daß dieses dritte Inflationsjahr nun zu Ende ist. Es hat uns fast nur



Sorgen bereitet. Auch in politischer Hinsicht. Wenn ich an die Knallerei im vergangenen Monat in München vor der Feldherrnhalle denke, wird's mir ganz flau. Der Rädelsführer, ein gewisser Herr Hiller oder Hitler aus Österreich, sitzt ja nun hinter schwedischen Gardinen und wartet auf seinen Prozeß.

Bin gespannt, wie sich der Ludendorff aus der Affäre zieht! Der preußische General scheidet sicher besser ab als der böhmische Gefreite. Allerdings bin ich noch viel gespannter darauf, ob im neuen Jahr tatsächlich die stabile Rentenmark kommt, von der man seit langem munkelt. Wäre ein nettes nachträgliches Weihnachtsgeschenk von Väterchen Staat an seine Bürger!

WEIHNACHTEN 1932

Ich sollte eigentlich ganz zufrieden sein – doch der Gänsebraten mit Klößen will mir heuer nicht recht schmecken. Ich muß an die sechs Millionen Arbeitslosen denken, die sich von ihrem kümmerlichen Stempelgeld bestimnt keinen Weihnachtsbraten leisten können. Sechs Millionen ohne Arbeit! Sie alle warten auf die große Wende, die bald kommen muß.



Seit den Reichstagswahlen im Juli dieses Jahres bin ich recht hoffnungsvoll. Mit beinahe 14 Millionen Stimmen sind die Nazis die stärkste Partei im Reichstag (die Sozis folgen mit etwa 8 Millionen und die Kommune mit 5 1/2). Zwar schätze ich die Rabauken von der SA, die sich mit dem Rotfrontkämpferbund und dem Reichsbanner blutige Saal- und Straßenschlachten liefern, nicht besonders – ich bin für den goldenen Mittelweg, die Deutsche Volkspartei –, aber vielleicht ziehen die jungen Leute mit ihrer unverbrauchten Kraft und ihrer Begeisterung den Karren endlich mal aus dem Dreck. Bei mir im Amt spricht man abfällig vom „braunen Sumpf“ und der „roten Pest“ oder meint: „Lieber einen Kaiser von Gottes Gnaden, als einen Maler aus Berchtesgaden“, jedoch mit Meckern ist nichts getan. Wir brauchen Taten. Die Nazis versprechen uns Freiheit, Arbeit und Brot. Die Freiheit haben wir überreichlich in unserer Republik, die anderen Sachen fehlen leider.

Mein Herr Sohn hat bereits Farbe bekannt. Unter dem Weihnachtsbaum ersahen er ganz stolz mit zwei Abzeichen am Rock: einem silbernen Stahlhelm und einem großen Hakenkreuz. Ich habe ihm die Dinger vorläufig erst mal abgenommen, denn wenn sie jemand sieht, kriege ich Ärger im Amt. Aber vielleicht handelt der Knirps aus einem ganz gesunden Instinkt heraus ... Wir alle erhoffen uns vom kommenden Jahr einen starken Mann, der uns aus dem Schlamassel führt!

WEIHNACHTEN 1933

Ich wollte Thea ein paar interessante Bücher auf den Gabentisch legen. Als ich in der Buchhandlung nach dem „Zauberberg“ von Thomas Mann fragte, sah man mich scheel an: „Steht auf der Schwarzen Liste!“ Nun, es war kaum etwas Gescheites zu finden, sintermalen auch Stefan und Arnold Zweig, Schnitzler und Werfel, Upton Sinclair und Lion Feuchtwanger, Renn, Remarque und Barbusse, Kästner und Tucholsky und viele andere mehr auf der Liste des „Kampfausschusses wider den undeutschen Geist“ stehen. – Klar, wo gehobelt wird, fallen Späne! Als ich noch ganz in Gedanken in ein Warenhaus ging, hielt mich jemand am Ärmel zurück. Er deutete auf ein Plakat am Fenster: „Wer vom Juden frißt, stirbt!“ stand dort. „Sie haben Glück, Volksgenosse“, sagte der Ehrenmann. „Anderswo drückt man Unvorsichtigen gleich 'nen Stempel ins Gesicht: ‚Wir Verräter kauften beim Juden!‘“ Verwirrt entfluchte ich. Man kann heute ja so leicht ins Fettnäpfchen treten.



Apropos treten. Wenn man bei uns im Amt ein Zimmer betritt, muß man neuerdings den rechten Arm erheben. Der Oberbürgermeister hat neulich bekannt gegeben: „Der Hitlergruß (das Erheben des rechten Armes mit Zeigen der geöffneten flachen Hand) ist als

Zeichen der Verbundenheit mit der nationalen Bewegung so tief in das Bewußtsein weiter Kreise der Bevölkerung eingedrungen, daß er heute mit Recht als Gruß des ganzen Volkes an die Nation und ihren Volkskanzler bezeichnet werden kann.“

Hm, ich kann mich an diese moderne Armygymnastik nur schlecht gewöhnen und lüfte noch immer automatisch meinen Hut. Mein Vater sagte früher stets: Mit dem Hut in der Hand kommt man durch das ganze Land – aber das war zu Wilhelms Zeiten ... Mein Sprößling, der Hans – der kann's! Er kann den Arm nicht hoch genug bekommen. Böse Menschen sagen statt Heil Hitler „Heil Hitler“ oder, wenn sie den Arm erheben: „So hoch liegt heute der Dreck in Deutschland!“ Aber das sind wohl sogenannte Volksschädlinge.

Hans ist jetzt Pimpf im Deutschen Jungvolk der Hitler-Jugend. Zum Weihnachtsfest hat sich der Bub eine Trommel gewünscht. Dabei ist er genauso unmusikalisch wie seine lieben Eltern. Gottlob braucht er ja nur den Takt zu schlagen, damit seine Kameraden besser marschieren. Und sie marschieren jetzt sehr viel – sträubt, sträubt. Ja, die Jugend marschiert sicher in eine bessere Zukunft. In keiner anderen Zeit hatten junge Menschen so große Chancen! Hörte von einem 21jährigen Kreisleiter, der als Landtagsabgeordneter der jüngste Parlamentarier Deutschlands ist ... Solche jungen Leute können's noch weit bringen!

PS
Hoffentlich hat mein Söhnchen wenigstens die Weihnachtsfeiertage dienstfrei und Zeit für seine Eltern.

WEIHNACHTEN 1944

Wir sitzen in dem einzigen noch intakten Raum unseres zerbombten Hauses. Total zerbombt – das wäre also das Echo auf das Ja-Gebrüll der Massen neulich im Sportpalast, als der kleine Klumpfuß die Frage stellte: „Wollt ihr den totalen Krieg?“

Nun, jetzt ist er wirklich total geworden. Auch für die Heimat, oder besser: das Heimatkriegsgebiet. Der Doktor hat dafür gesorgt, daß wir nichts mehr zu lachen haben und alle Theater, Varietés, Zirkusse, Konzerthallen usw. geschlossen. Es werden keine Bücher mehr gedruckt. Selbst „Kraft durch Freude“ mußte den Betrieb einstellen. Der Ley ist also arbeitslos und kann ganz in Ruhe das tun, was er immer getan hat: Alkohol verkonsumieren. Seine Volkswagen rollen schon durch Schlesien zurück. Nur die Kinos dürfen noch spielen. Von unserem kleinen Kintopp an der Ecke ist allerdings nur noch ein Trümmerhaufen übrig. Da spielen die Kinder, das heißt die Kleinkinder, und auch die nur, wenn sie nicht gerade im Luftschutzkeller sind, denn die 14- bis 15-jährigen spielen wanders – Soldat beim Volkssturm. Totaler gehts nun wirklich nicht mehr. Selbst mir haben sie eine Schippe in die Hand gedrückt,

damit ich beim Panzergrabenbau mit helfe. Der Panzergraben ist die letzte Wunderwaffe.

Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei – am 1. Jänner gibts wieder ein Ei! Die Stimme der Lale Andersen ist die einzig sympathische Stimme, die noch aus dem Volksempfänger kommt. Die ölige Stimme vom Frische und die seines Herrn und Meisters kann man einfach nicht mehr hören.

Doch ich will heute zum Weihnachtsfest nicht bitter sein. Thea hat aus den Sonderzuteilungen einen Festschmaus angerichtet. 200 Gramm Fleisch – hoffentlich schaffen wir's! Statt eines Tannenbaums gibts heuer nur einen Zweig ... Ob wir wohl mal wieder auf einen grünen Zweig kommen? Wir Alten wahrscheinlich nicht mehr, dazu ist wohl die Niederlage, in die uns der Gröfaz (der größte Feldherr aller Zeiten) hineingeführt hat, zu total – aber der bessere, der könnte vielleicht nochmal bessere Tage sehen.



Ja, der Hans – und damit bin ich auch bei der schönsten Weihnachtsüberrassung meines Lebens: vor zwei Tagen erhielten wir nach langen, bangen Monaten die Nachricht, daß unser Sohn bei der Landung der Engländer in der Normandie unverletzt in englische Gefangenschaft geraten ist. Er ist also in Sicherheit und wird – so Gott will – eines Tages wiederkommen.

WEIHNACHTEN 1946

Die Schwarzmarktpreise haben zum Fest wieder angezogen: 20 Ami-Zigaretten kosten 170 RM, 1 kg Kaffee 1200 RM, 3/4 l Schnaps 200 RM, 1 Ei 13 RM und 1 Schachtel Streichhölzer 5 RM ... Thea und ich haben das ja so ähnlich schon einmal erlebt, nach dem 1. verlorenen Krieg. Aber in Trümmern und vor den wohlgenährten Gestalten

der Sieger empfindet man das eigene Elend doppelt bitter. Die Bomben, die Flüchtlinge und die Militärregierung blieben uns damals erspart. Und unserm Kaiser Wilhelm auch. Der wanderte einfach nach Holland aus. Das waren vielleicht noch goldene Zeiten!



Wenn ich an den Fragebogen denke, den ich morgen als Feiertagsbeschäftigung ausfüllen muß, tut mir schon heute die Hand weh. Über 130 Fragen will die Militärregierung beantwortet haben. Ich erfürh es erst aus dem Fragebogen, daß ein Volksgenosse in 55 NS-Organisationen, von der Deutschen Jägerschaft über den Reichsbund Deut-

scher Familie und dem NS-Altherrenbund bis zum Reichsbund für Leibesübungen Mitglied sein konnte! Wenn man die Leute so hört, möchte man allerdings meinen, daß Adolf das einzige Parteimitglied gewesen ist... dabei hatte ich doch als ganz kleiner PG (Mitläufer nennt man das laut Entnazifizierungsbescheid) immerhin eine achtstellige Mitgliedsnummer.

Ja, ich bin mitgelaufen wie Millionen andere auch. Im Märchen vom Rotkäppchen verkleidet sich der böse Wolf, nachdem er die Großmutter gefressen hat, und legt sich ins Bett, um das Rotkäppchen auch noch zu verschlingen. Das kluge Kind erkennt den Wolf trotzdem... Ich war kein kluges Kind. Ich hätte den Raubtiergeruch durch die Maskerade hindurch riechen müssen. Als der Wolf begann, seine eigene Brut zu fressen - Röhm, Heines, Ernst und all die anderen SA-Führer - da hätte ich schon seine Krallen und Zähne erkennen müssen. Ich war ziemlich blind damals. Schlimm, sich sowas heute in meinem Alter eingestehen zu müssen, sehr schlimm...

Aber was bleibt einem Mann, der am Boden liegt, anderes übrig, als aufzustehen und weiterzugehen? Ich will's nochmal versuchen und von vorne anfangen. Das Haus muß wieder aufgebaut werden, und der Junge wird mir dabei helfen. Ja, er ist wieder zu Hause. Er sitzt auf dem Luftschutzbett neben dem Tannenbaum und liest. Seinen Rücken zieren noch die markanten Buchstaben POW. (Mutter will nach den Feiertagen ihren Hochzeitsschmuck verkaufen, damit der Junge endlich anständiges Zivil bekommt.) Hans verschlingt jetzt alle Bücher, die so lange

Zeit verboten waren, gegen Krieg und Militarismus, gegen Diktatur und Faschismus, und die jetzt mit besonderer Genehmigung der Militärregierung wieder gedruckt werden. Den Jungen hat man übrigens im englischen Gefangenenlager umerzogen. Möge er - und das ist mein inniger Weihnachtswunsch - nie mehr mit den Wölfen heulen und es besser machen als sein alter Vater!

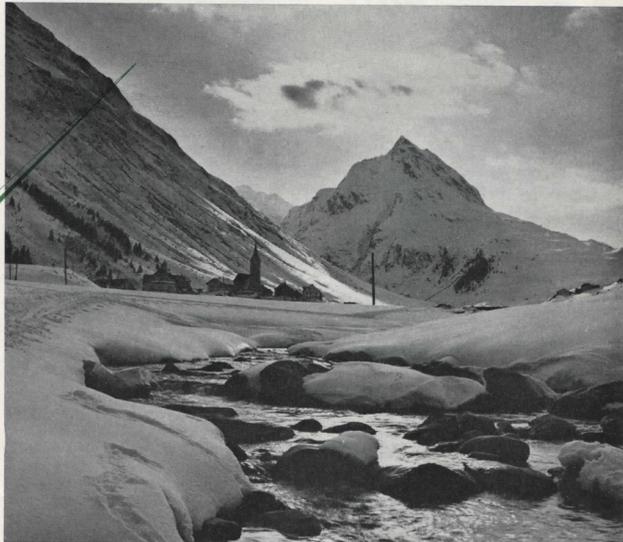
WEIHNACHTEN 1960

Wieder einmal brennen die Weihnachtskerzen - und ich bin froh, daß ich sie noch sehen kann, denn siebzig Jahre sind für zwei Menschenaugen keine Kleinigkeit. Ich stehe auf meinen siebzig Jahren wie auf einem hohen Turm. Die Landschaft meines Lebens liegt tief unter mir, so daß ich sie ganz übersehen, aber weder die kantigen Felsen noch die tiefen Schluchten erkennen kann. Von oben schaut alles so friedlich aus. Fast, als ob eine Hand die zerrissene Landschaft meines Lebens sinnvoll zusammengefügt und geglättet hätte... Jetzt erst verstehe ich Goethe, der, alt und weise geworden, in seinem Faust den Türmer sprechen läßt:

„Ihr glücklichen Augen,
was je ihr gesehn,
es sei, wie es wolle,
es war doch so schön.“

Oder, um's mit den Worten eines modernen Dichters zu sagen:

„Was aus Schmerzen kam,
war Vorübergang.
Und mein Ohr vernahm
nichts als Lobgesang.“



Die Erlebnisse eines Knorr-Bremers bei den Passionsspielen in Oberammergau

Am letzten Septembertag hob sich im Passionsspielhaus zum letzten Mal für 10 Jahre der Vorhang. KB-München war unter den 581 000 Besuchern. In 93 Aufführungen erlebten das Spiel eine halbe Million Menschen aus aller Welt. 163 000 Besucher kamen aus England und USA, 2 Millionen Interessenten konnten keine Karten erhalten. Wegen des schlechten Sommers mußten 700 Mitwirkende 29 Tage bei Gewitter und 10 Tage bei strömendem Regen durchhalten. Die physischen und psychischen Leistungen der Darsteller und Sänger waren bewundernswert. Man begreift den Wert dieser 300jährigen Tradition erst, wenn man bedenkt, daß das Spiel in einer Zeit ins Leben trat, wo es in Deutschland noch gar kein eigentliches Theater gab.

Als vor Jahresfrist die ersten Anmeldungen für die Passionsspiele erfolgten, ließ ich mich kurz entschlossen und ohne Bedenken vormerken. Als aber viele Monate später dann die Karten abgenommen werden sollten, war es mir nicht mehr ganz wohl. Italienische Freunde hatten ihren Besuch vorverlegt, und die Münchner Festspiel-Interessenten waren durch die nicht einhelligen Presseurteilungen zurückhaltender. Ich sah mich schon auf den Karten sitzenbleiben, da meine Frau die Spieldauer fürchtete und den Eintrittspreis (DM 21,-) lieber anderweitig anlegen wollte. Ich mußte also eine Karte abgeben, was nicht so einfach schien. Nach der Urlaubszeit hatte niemand Geld, und das Oktoberfest hatte auch schon begonnen. Endlich hatte ich die Frau eines Bergsteigerfreundes für den Besuch gewonnen. Wir machten gleich fest aus: „Nächsten Montag 6.00 Luisenstraße.“ Das war 8 Tage vorher. —

Am Spieltag um 5.00 Uhr früh ging das Telefon: „Ob ich schon aufwäre?“ „Ja, alles bleibt wie abgemacht, Wolldecke nicht vergessen! Wiedersehen am Bus!“ Es war 6.00 Uhr am blauen Mercedes mit dem Schild „Sonderfahrt Knorr-Bremse“. Frau M. war nicht da. Nach Liste fehlten noch zwei Paare. Der Fahrer gab noch 10 Minuten zu. Dann blieb nur noch der Hubschrauber.

Mit der zweiten Karte war ich nun allein und machte mir Sorgen, wer mir diese um 8.00 Uhr abnehmen wird. In Ettal kam die Sonne durch den Herbstnebel, was auch meiner Stimmung zugute kam. In Oberammergau war alles schon in Bewegung zum Festspielhaus. Ich suchte

1. Spielstunde ließ zu wünschen übrig, und mit der Obergszene endete um 11.30 Uhr der 1. Teil. Am Ausgang erwartete mich meine getrennte Begleiterin. Mit den Wolldecken am Arm riet ich, zuerst zum Auto zu gehen, denn ich war sicher, daß sie mit dem Wagen ihres Mannes gekommen sei. Sie schüttelte den Kopf und erzählte mir die ungläubliche Geschichte:

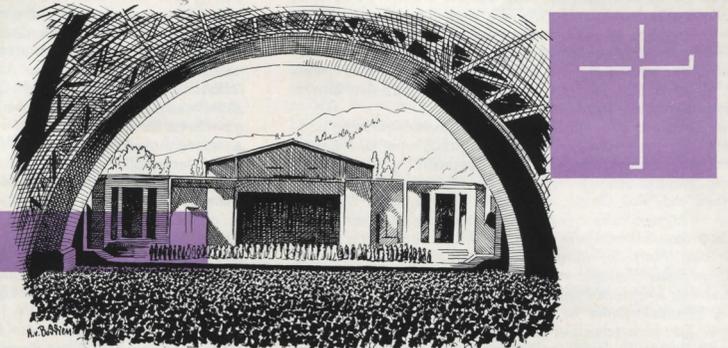
Um 5.30 Uhr wurde ihr die Zeit zu knapp. Die Straßenbahn kam zu langsam voran. Nur ein Taxi konnte helfen. Also: raus aus der Zubringerlinie und mit irgendeinem Auto zum nächsten Taxiplatz. Verschlafen und mit der Decke am Arm kam sie sich im Morgengrauen nicht sehr ermutigend vor.

Zufall oder Vorsehung — ein Wagen hielt tatsächlich an und fuhr von der entgegengesetzten Vorstadt direkt nach Süden, fast zum Reiseziel. Und nicht genug damit, auch die Fortsetzung der Fahrt zum Passionsspielort wurde ermöglicht. War das jetzt nur Glück oder nicht viel mehr eine gute Tat, die der großen Sache in Oberammergau gerecht werden wollte?

2 Stunden Mittagspause ließen gerade noch einen Rundgang durch das Schnitzerdorf zu, das auch als solches weitbekannt geworden ist. Zum Kaffee hatte es nicht mehr gereicht. Die Furcht vor dem langen Spiel hatte der Vormittag schon zerstreut; wo es ermüden wollte, erreichte die Handlung wieder einen Höhepunkt, und alle Schwächen waren vergessen.

Alle Vorurteile, die ich hinsichtlich der schauspielerischen Leistungen hatte, möchte ich zurücknehmen und sagen, daß mir die Darsteller des Judas, Kaiphas und der Maria unvergänglich fürs Leben bleiben. Auch zeigte sich die hervorragende Begabung, die diesen oberbayerischen Volksstamm für die dramatische Aktion besitzt, in der unerhörten Wucht der Massenszenen vor Pilatus. Hier wurde der Spieldrang der ganzen Gemeinde spontan, und den Zuschauern wird das „Urteil Urteil!“ noch heute in den Ohren klingen. Die erwähnten überragenden Einzelleistungen bestätigen erst die gelobte Regel, daß in Oberammergau wirklich nur ein begabtes Dorf spielt.

Sobald das Schauen und Hören wieder abgepasst machte, wirkten die schlichten verständlichen Melodien von Chor und Orchester erquickend. Das letzte Geheimnis des Spieles aber liegt ausschließlich im Stoff. Die Eindrücke unserer ersten Jugend werden wach und verbinden sich mit einem Geschehen, welches unfabbar in der Weltgeschichte bleibt.



nach Schildern und fand das Verkehrsbüro, wo ich meine Karte ohne weiteres zurückgeben konnte. Auf dem Weg zum Theater verkündeten Fanfaren bereits den Spielbeginn. Ich kam zu den Kassen und bestaunte die Menschenschlange.

„Da sind Sie ja!“, wurde ich nicht wenig überrascht von meiner vermühten Begleiterin begrüßt. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, das Spiel hatte soeben begonnen. So übergab ich meine Karte und erklärte, bald nachzukommen. Wie ich das schaffen wollte, war mir noch unklar. Also wieder zurück zum Verkehrsbüro, um die zurückgegebene, nach 10 Minuten reservierte Karte wiederzubekommen. „Wird soeben an die Tageskasse gebracht!“ Kehrt zur Tageskasse, die sich immer noch im Belagerungszustand befand; es war nicht in das Gebäude zu kommen. Als ich schließlich bis zum Kassenschef vorgedrungen war, hörte ich nur noch: „Alles ausverkauft! Alle Schalter geschlossen!“ — Das konnte, das dürfte nicht wahr sein!

Ich klagte mein Leid einem Torschließer. Der führte mich zur Theaterinspektion, wo man mir auf meine Darlegungen einen Stehplatz ausnahmsweise auf dem 1. Platz für DM 4.— ausschrieb. Dann konnte ich endlich den Zuschauerraum betreten. Es fand sich sogar auch noch ein Stuhl... Alle Anerkennung für das verständnisvolle Entgegenkommen des Oberammergauer Theaterpersonals! Meine Aufmerksamkeit in der

Als das Spiel am Abend geendet hatte, war es schon wieder so dämmerig, wie zur gleichen Stunde, als wir am Morgen unsere Wohnungen verließen.

Wir waren 10 Stunden in Oberammergau und hatten kaum einen Eindruck vom Ort selbst bekommen. Berg und Himmel über der freien Bühne waren die einzige Landschaft. Die obligatorischen Übernachtungen während der Hauptspiele haben doch ihren Sinn: mit einer getetzten An- und Abreise verliert solch ein Tag sehr viel an Besinnlichkeit und Besonderheit. Wer die Geschichte dieser Spiele liest, wird finden, daß über drei Jahrhunderte das Volk aus Entfernungen kam, die damals zeitlich noch länger waren als es heute eine Schnellzug- oder Flugzeugstrecke ist. Es waren sicher mehr Übernachtungen nötig. Sogar der Dichter und Theaterdirektor Goethe hatte die Absicht, eine solche Reise zu tun; durch die Seltenheit der Spiele konnte er sie jedoch nicht verwirklichen.

Er hat aber über das Spiel als ein Stück deutscher Kulturgeschichte in seinem Weimarer Blatt eine ausführliche Schilderung bringen lassen. Er meinte u. a.: „Für dergleichen ist das südliche Deutschland fruchtbarer als das nördliche; es gehört eine mittlere Unschuld dazu, wenn dergleichen hervortreten soll.“

Diese Würdigung wird zeitlos bleiben.

H. K., München

Wie lege ich meine Ersparnisse an?

ETWAS ÜBER WERTPAPIERE

Anstelle der Fortsetzung des Beitrages über die „Planungsaufgaben im betrieblichen Geschehen“ soll im Weihnachtsheft etwas über Wertpapiere gesagt werden. Zum Jahresende ist der eine oder andere vielleicht in der Lage, einiges von seinen Ersparnissen anzulegen, und so entsteht dann die schon oft gehörte Frage: „Was mache ich mit meinen Ersparnissen?“

Wenn man sich die Statistiken über die Käufer von Wertpapieren ansieht, so stellt man fest, daß sich in zunehmendem Maße Angestellte, Arbeiter und Hausfrauen für Wertpapiere interessieren. Diese Kaufstufen haben die Wahl zwischen folgenden Möglichkeiten. Es gibt:

1. die festverzinslichen Wertpapiere, auch Renten oder Emissionen genannt, hierzu gehören
 - a) der Pfandbrief,
 - b) die Anleihe oder Obligation,
 - c) die Wandelschuldverschreibung.
2. die nicht festverzinslichen Wertpapiere, wie
 - a) die Aktie,
 - b) der Investment-Anteil.

Der Pfandbrief, wird von den Hypothekenbanken ausgegeben, die das eingenommene Geld in erststelligten Hypotheken anlegen. Die Pfandbriefe sind durch Eintragungen im Grundbuch in voller Höhe gesichert, außerdem haften auch noch die Banken mit ihrem Vermögen für den Wert des Pfandbriefes und für dessen regelmäßige Verzinsung (z. Z. etwa 6%), die in der Regel 1–2% über den Zinsen eines normalen Sparkontos liegen.

Die Anleihen oder Obligationen sind Schuldverschreibungen, die von Industriefirmen oder auch vom Staat, von Ländern, Gemeinden, von der Bundesbahn, Bundespost usw. ausgegeben werden. Die Ausgeber von Obligationen leihen sich das Geld, um zumeist Investitionen zu finanzieren zu können oder öffentliche Bauten usw. durchzuführen. Die Industriefirmen wie die behördlichen Instanzen haften für den Wert der ausgegebenen Anleihen, die auch mit einem festen Zinssatz verzinst werden, der ebenfalls 1–2% über den Zinsen des Sparkontos liegt.

Die Wandelanleihe ist eine besondere Art von Anleihe bzw. Schuldverschreibung. Dieses Papier, das auch mit einem festen Prozentsatz verzinst wird, kann nach einer gewissen Zeit in Aktien (auf die später eingegangen wird) umgetauscht werden. Man kann es aber auch als festverzinsliches Wertpapier behalten. Es ist ein Mittelding zwischen festverzinslichem Papier und einer Aktie. Einerseits bekommt man dafür feste Zinsen, andererseits kann man es auch einmal in Aktien umtauschen und kommt somit, falls die Aktien-Kurse gestiegen sind, in den Genuß einer Werterhöhung.

Alle drei Arten der festverzinslichen Wertpapiere können auch an der Börse gehandelt werden. Sie werden im allgemeinen zu einem etwas unter „pari“ (d. h. unter 100) liegenden Kurs herausgegeben (= emittiert). Der Ausgabekurs hängt von dem Zinssatz ab und liegt in der Regel zwischen 96–98%. Die Rückzahlung, die zeitlich genau festgelegt wird, erfolgt dann zu 100%. Während der sogenannten Laufzeit einer Obligation kann man die Papiere auch schon vor der Rückzahlung an der Börse verkaufen. Je nach dem Angebot und dem Zinssatz entwickelt sich auch für diese Rentenpapiere ein Kurs, der zwischen 90% bis 108%

liegen kann; man spricht dann von sogenannten „Rentenmarkt“. Dieser Begriff legt seinen Ursprung in das Wort „Geldrenten“, das man früher für das Wort Zinsen gebraucht hat.

Zusammenfassend kann von den festverzinslichen Papieren folgendes gesagt werden:

- Sie werden von Industrieunternehmen und Körperschaften ausgegeben, die sich so über den Kapitalmarkt größere Geldbeträge beschaffen.
- Sie verbrieften ein Forderungsrecht gegenüber dem Aussteller und stellen somit eine Schuldverschreibung dar; d. h. der Aussteller hat gegenüber demjenigen, der die Papiere besitzt, eine Schuld.
- Sie werden mit festen Zinssätzen, die im allgemeinen 1–2% über den Zinssätzen der Sparkonten liegen, verzinst.
- Der Besitzer ist nicht an dem Vermögen des Ausstellers beteiligt (wie bei der Aktie), er kann daher auch nicht am Wertzuwachs teilnehmen und wird auch nicht vom Wertverlust betroffen.
- Die festverzinslichen Papiere haben somit auch kein Stimmrecht.
- Die Laufzeit der Papiere wird bei der Ausgabe genau festgelegt. Nach der Rückzahlung erlöschen die Ansprüche des Besitzers gegenüber dem Aussteller.
- Die Papiere können jederzeit – wie die Aktie – an der Börse gekauft und verkauft werden. Je nach Marktangebot entwickelt sich auch für die festverzinslichen Wertpapiere ein Kurswert.

Die zweite und interessantere Gruppe der Wertpapiere sind die nicht festverzinslichen, also die sogenannten **Dividendenpapiere**. Anstelle von Zinsen bekommt man die Dividende. Im Gegensatz zu den Zinsen, ist die Dividende aber nicht festgelegt, sondern hängt von dem Erfolg, d. h. von dem Gewinn ab.

Die Aktie ist das am meisten verbreitete Dividendenpapier, ja, das am häufigsten ausgegebene Wertpapier überhaupt. Sie ist das klassische Mittel, einem Großunternehmen – einer Aktiengesellschaft – das erforderliche Geld zur Verfügung zu stellen. Die Aktie ist – im Gegensatz zu den Obligationen – ein Vermögensanteil des betreffenden Unternehmens. Der Inhaber einer Aktie, der Aktionär, ist also Mitbesitzer einer Gesellschaft. Seine Aktien verbrieften ein Anteilsrecht am Grundkapital einer Aktiengesellschaft. Sie gewähren ihm

- ▲ einen Anteil am gesamten Vermögen der betreffenden Aktiengesellschaft,
- ▲ den ihm zustehenden Anteil am Wertzuwachs des Unternehmens,
- ▲ einen Anteil am Gewinn,
- ▲ ein Stimmrecht in der Hauptversammlung.

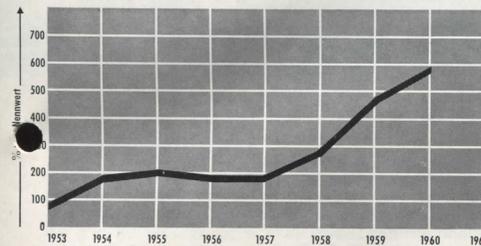
Der Anteil am Vermögen der Aktiengesellschaft wird nun durch die Aktien verbrieft, die zu einem Nennwert von DM 100.–, 200.–, 500.– und DM 1000.– ausgegeben werden. Wer z. B. eine Aktie von DM 1000.– besitzt, ist zuerst mit DM 1000.– Miteigentümer am Grundkapital und darüber hinaus auch an den Stillen Reserven.

Erfolgreiche Unternehmen bleiben nun nicht auf ihrem Grundkapital stehen. Durch die tägliche Arbeit aller Beschäftigten wächst der Wert des Unternehmens. An diesem Wertzuwachs ist der Aktienbesitzer nun im Verhältnis seines Aktienanteils zum Grundkapital ebenfalls beteiligt. Der Wertzuwachs, der sich in dem berühmten **Aktienkurs** ausdrückt, ist eines der wichtigsten Merkmale des Aktienpapiers. Der Aktienkurs wird immer in %, bezogen auf den Nennwert, angegeben. Ein Aktienkurs von z. B. 750% bedeutet also, daß für eine Aktie zum Nennwert von DM 100.–, ein Preis von DM 750.– zu bezahlen ist. Wenn sich daher im Kurs der Aktie der innere Wert des Unternehmens ausdrücken würde, so müßte eine Firma mit DM 10 000 000.– Grundkapital einen inneren Wert von DM 75 000 000.– haben.

Nun ist aber der Aktienkurs nicht immer der Wertmesser des Unternehmens. In manchen Fällen werden die Kurse auch durch sogenannte Interessenkäufe oder durch Spekulationskäufe ungerechtfertigt nach oben getrieben.

Zumeist aber bildet sich der Kurs natürlich durch die tägliche Nachfrage an der Börse. Ist die Nachfrage groß, geht der Kurs in die Höhe, wird dagegen viel angeboten, sinkt der Kurs. Auch hier regelt Angebot und Nachfrage den Preis. Beim Kauf einer Aktie ist es daher wichtig, sich genau zu informieren, wie sich der Kurs in der letzten Zeit verhalten hat, nämlich, ob er einen normalen, der wirtschaftlichen Situation angepaßten Verlauf genommen hat, oder ob er – wie erwähnt – durch andere Manipulationen hoch gekauft wurde.

Obwohl in den letzten Jahren die Aktienkurse – wie die untenstehende Skizze zeigt – fast ständig gestiegen sind (ein bereitetes Spiegelbild unseres wirtschaftlichen Aufstieges!), muß aber auch daran erinnert werden, daß die Kurse natürlich ebenso fallen können. Mit dem Steigen und Fallen der Kurse ist der Aktienbesitzer am Auf und Ab des wirtschaftlichen Geschehens beteiligt. Wenn man sich zum Kauf von Aktien entschließt, muß man gewillt sein, dieses Risiko einzugehen, das in Zeiten wirtschaftlichen Aufstieges verhältnismäßig klein ist.



Verlauf des Kurs-Durchschnittes von 150 Aktienkursen in den letzten Jahren

An Stelle der Verzinsung bei den Obligationen erhält der Aktienbesitzer seine Dividende. Sie ist ein Teil des Gewinns einer Aktiengesellschaft, der an die Aktionäre ausgeschüttet wird. Die Dividende wird einmal im Jahr bezahlt, ihre Höhe wird von der Hauptversammlung auf Vorschlag des Vorstandes und des Aufsichtsrates beschlossen. Sie wird in % des Nennwertes der Aktie ausgedrückt. 14% Dividende bedeuten demnach, daß auf eine 100-Mark-Aktie DM 14.– Gewinn entfallen. Die Dividende ist nun sinngemäß, wie der Kurs auch, vom wirtschaftlichen Erfolg abhängig. Bei gutem Gewinn gibt es eine hohe Dividende und bei schlechtem Gewinn eine niedrige.

Im Zusammenhang mit der Dividende ist auch noch die sogenannte **Aktienrendite** zu erwähnen. Wenn man z. B. eine 100-Mark-Aktie zum Kurs von 750% kauft und 14% Dividende bekommt, dann erhält man für DM 750.– DM 14.– Zinsen, d. h. für DM 100.– = DM 1.89 oder rund 1,9%. Gegenüber den Obligationen ist dies eine sehr geringe Verzinsung bzw. Rendite. Von diesem Standpunkt aus wäre es also sinnvoller, wenn man sich festverzinsliche Wertpapiere kaufen würde.

Der eigentliche Vorteil des Aktienbesitzers aber liegt ja gar nicht in der Verzinsung, sondern in erster Linie – auf lange Sicht gesehen – im Wertzuwachs der angelegten Ersparnisse und zum anderen in der Gewißheit, daß durch den Besitz an Sachwerten, den ja eine Aktie darstellt, das Vermögen durch kleine und große Inflationen nicht so stark getroffen werden kann wie ein Sparkonto oder wie ein Wertpapier in Obligationen.

Als letzte Verdienstmöglichkeit sei schließlich auch noch das „Bezugsrecht“ erwähnt. Wenn ein Unternehmen weitere Gelder benötigt, so gibt es in der Regel neue und jünger Aktien aus, die im allgemeinen weit unter dem Tageskurs der alten Aktien den Aktienbesitzern angeboten werden. Dieses Kaufrecht nennt man das Bezugsrecht. Das Bezugsrecht kann aber auch verkauft werden, wenn man auf neue Aktien verzichtet, so daß man auf diese Weise den Wertzuwachs verflüssigt.

Zusammenfassend läßt sich sagen:

Der Aktionär verdient durch die Dividende den Kursgewinn das Bezugsrecht; er kann verlieren durch den Kursrückgang.

Der Aktienbesitzer hat schließlich auch ein Stimmrecht in der Hauptversammlung, die im allgemeinen einmal im Jahr stattfindet. Durch das Stimmrecht kann er entsprechend seinem Anteil am Grundkapital auf die Entwicklung und die Gestaltung des Unternehmens Einfluß nehmen. Das Stimmrecht der kleineren Aktienbesitzer wird in der Regel nicht von diesen selbst, sondern von der Bank, bei der die Aktien im Depot liegen, ausgeübt.

Das Kaufen der „richtigen“ Aktien aber ist gar nicht einfach, besonders für den in wirtschaftlichen Dingen unerfahrenen Sparer. Um das Risiko des Falschkaufens von Aktien auszuschalten, sind in der Bundesrepublik – wie schon im Ausland seit vielen Jahren – die sogenannten **Investment-Gesellschaften** gegründet worden. Diese verfügen über erfahrene Bank- und Börsenfachleute, die an den Börsen Aktien von verschiedenen Gesellschaften und Banken aufkaufen. So entsteht ein „Fonds“, ein großer Topf von Aktien, der allen gehört, die einen Anteil, Zertifikat genannt, kaufen. Die Besitzer der Zertifikate werden damit zu Aktionären aller derjenigen Gesellschaften, deren Aktien im Fonds vertreten sind. Durch diese Aktienmischung wird das Risiko des Aktienkaufes so weit wie möglich verringert. Im Gegensatz zur Aktie werden die Investmentzertifikate nicht an der Börse gehandelt. Sie können bei jeder Bank gekauft und wieder verkauft werden.

Der Käufer von Investment-Anteilen erwirkt die Vorteile des Aktienbesitzers, schaltet aber das Risiko der einzelnen Aktie aus. Die Kurse der Anteile richten sich nach dem Durchschnitt aller derjenigen Einzel-Aktien-Kurse, die im Fonds-Vermögen vereinigt sind.

Wenn sich nun jemand entschlossen hat, seine Ersparnisse in Wertpapieren anzulegen, so braucht er sich von dem eigentlichen Kaufen nicht abschrecken lassen. Dies ist eine ganz einfache Sache: Man geht zur nächsten Bank (nicht zur Sparkasse) an den Effektschalter und trägt dort seinen Wunsch vor. Der zukünftige Aktionär wird hier von erfahrenen Börsenfachleuten beraten, die alle Papiere ziemlich genau kennen und daher auch in der Lage sind, gute Tips zu erteilen. Der Kauf wird dann durch das Ausfüllen eines Börsenauftrages, den der Bankbeamte ausstellt, und das Einrichten eines Kontos abgeschlossen. Die Bank gibt den Auftrag nach am gleichen Tage an den für sie zuständigen Börsenplatz (Frankfurt a. M., Düsseldorf, Berlin, München usw.) weiter und läßt dort den Aktienkauf durch den Börsenmakler ausführen. Durch den Kauf entstehen für den Käufer eine Maklergebühr, eine Provision für die Bank und die Börsenumsatzsteuer; alles zusammen ist aber verhältnismäßig niedrig.

Die aufgekauften Aktien werden zumeist von der Bank in ihrem Depot aufbewahrt. Die Bank übernimmt auch alle weiteren Verwaltungsarbeiten.

Abschließend noch eine alte Börsenregel für diejenigen, die sich zum Kauf einer Aktie entschließen sollten:

Man kauft immer in „ruhigen“ Zeiten oder besser noch dann, wenn die Aktienkurse nach unten tendieren, also in einer „Baisse“ sind; man kauft niemals zu einem Zeitpunkt, an dem die Aktienkurse stark nach oben gegangen sind, also wenn eine „Hausse“ vorliegt.

So einleuchtend diese Regel ist, so schwer ist sie doch in der Praxis durchzuführen, denn jeder Mensch wird in seinem Unterbewußtsein zum Kauf angeregt, wenn etwas steigt, und er wird vorsichtig, wenn etwas fällt.

Und nun: Einen guten Kauf dem zukünftigen Aktionär!

G. Wacke, München

Wer mehr von „Wertpapieren“ wissen möchte, dem ist die kleine Schrift: „Alles über Aktien“, die von dem privaten Bankgewerbe kostenlos ausgegeben wird, zu empfehlen oder das Buch von Dr. Franz Gossens: „Wie werde ich Aktionär“, das im Verlag Moderne Industrie, München, erschienen ist.

125 JAHRE DEUTSCHE EISENBAHNEN

VOM „ADLER“ ZUM „TEE“



Zeitgenössische Darstellung von der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn auf der Strecke Nürnberg – Fürth am 7. 12. 1835

Am Anfang war das Rad. Wer es erfunden hat, weiß man nicht. Wie es erfunden wurde, läßt sich denken: aus dem Stück eines abgeholzten Baumstammes. Zwei solcher Stücke, mit einer Achse verbunden, waren der Beginn der technischen Entwicklung unserer Welt, in der wir heute leben.

Die alten Kulturvölker spannten ihre Zügelte vor diese Räder, und Karren quälten sich durch Sand, Lehm und Morast. Es dauerte indes nicht lange, bis kluge Leute herausfanden, daß Räder auf einer festen Spur leichter rollen – so schufen sie Steinbahnen mit vertieften Gleisen. Wieder vergingen Jahrtausende. Der Mensch lernte, das Erz zu verhütten, und an die Stelle der hölzernen Räder traten eiserne. Die steinerne Spur wurde durch hölzerne ersetzt. So rollten in Bergwerken eiserne Räder auf hölzernen Schienen. Das war noch sehr mühsam, da die Reibung erheblich war. Da beschlug man die Holzbahnen mit eisernen Bändern. Und dann kam der Zufall zu Hilfe: Ein englischer Hüttendirektor hatte den Einfall, Eisen in Form konkaver Platten zu gießen und mit ihm die Spurwege für die Transportwagen zu belegen. Das war 1767: Aus der Holzbahn war die „Eisen-Bahn“ geworden, wenn man den Begriff, wie damals allgemein üblich, auf die eigentliche Fahrbahn, auf den Schienenstrang, bezieht.

Die Geburtsstunde der Eisenbahn

Erst die Geburtsstunde der Lokomotive wurde zur Geburtsstunde der Eisenbahn im heutigen Sinne des Wortes. Jetzt mußte, so werden viele meinen, der Name George Stephenson fallen. Doch die historische Gerechtigkeit verlangt, sich jener Männer zu erinnern, die ihm den Weg bereiteten: Da war in England Richard Trevithick, dessen Lokomotive im Jahre 1804 fünf Wagen mit 70 Menschen und 10 Tonnen Eisen zog. Da war Blenkisop mit der Zahnstange an den Schienen. Und da war Brunton, der einen Dampfwagen mit Krücken baute, die wie die Hufe eines Pferdes wirkten und das Gefährt vorwärtsdrückten. Fast alle Techniker jener Tage hatten geschworen, daß der Reibungswiderstand zwischen Rad und Schiene nie und nimmer ausreiche, um einem Triebfahrzeug mit Anhängelast Fortbewegung zu ermöglichen. Doch da kam George Stephenson und widerlegte diese Theorie. Zwar hatte er mit 15 Jahren noch nicht lesen und schreiben können – aber mit 33 Jahren baute er die erste brauchbare Lokomotive. 1823 wurde ihm der Bau der ersten englischen

Eisenbahn von Stockton nach Darlington übertragen, sieben Jahre später feierte man ihn anlässlich der Eröffnung „seiner“ Strecke von Manchester nach Liverpool als „Napoleon der Technik“.

Über Deutschlands Straßen rumpelten zu jener Zeit noch Postkutschen. Die Fahrt etwa von Frankfurt nach Stuttgart dauerte 40 Stunden. Christian Fürchtegott Gellert hatte im 18. Jahrhundert nach einer Postkutschenreise geklagt: „Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte, so zerschlagen ist mir. Ich habe binnen acht Tagen kein vernünftiges Wort denken können und wer weiß, ob ich es jemals wieder lerne.“ Goethe aber sinnierte mit Eckermann: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland eins werde. Unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun!“

Dennoch rangen damals – es war 1830 – in Deutschland die verkannten Propheten noch mit den Kurzsichtigen, denen es genügte, daß große alte Völkerstraßen eine Postkutschenreise von Kleve nach Berlin in „nur“ elf Tagen ermöglichten. So wurde Friedrich List zum „tragischen Deutschen“. Seinen Entwurf eines gesamtdeutschen Eisenbahnnetzes tat man als „tollste Windbeutelerei, die je verfaßt wurde“ ab. Vertreter der geistigen Elite erieferten sich allen Ernstes: „Ich frage Sie, was soll dieser Listsche Entwurf? Wofür? Was will ein Dresdener in Leipzig? Was hat ein Hannoveraner in Hamburg zu tun?“

In München aber lebte zu jener Zeit ein Mann, der die technische Entwicklung jenseits des Armeikanals aufmerksam verfolgte. Schon 1814, im ersten Jahr der Stephenson-Lokomotive, hatte er gemahnt: „Die benachbarte Lage der Städte Nürnberg und Fürth sowie der rege Personenverkehr lassen die Anlage eines Schienengleises zwischen beiden Städten als notwendig erscheinen.“ Es war Dr. med. Joseph Ritter von Baader, der 1825 gegen die Trägheit technischen Denkens wertete. Er berichtete von „wandelnden Dampfmaschinen“, von „locomotive engines“. Er sprach vom Wasserdampf, der die schwache Kraft der Pferde ersetzen könne und eine neue Epoche im Welt-handel einleiten werde.

Der Direktor der Polytechnischen Schule Nürnberg, Johannes Scharrer, war von Baaders Ideen begeistert. Er ließ wochenlang den Straßenverlauf zwischen Nürnberg und Fürth beobachten, ließ das Gelände prüfen und technische ebenso wie statistische Berechnungen durchführen. Als die Wirtschaftlichkeit einer zu bauenden Bahn ge-

sichert schien, lud er zur Zeichnung des notwendigen Aktienkapitals von 180 000 Gulden ein, Dividendenversprechen: 12 Prozent! Die technische Bauleitung übertrug Scharrer dem Mainzer Ingenieur Paul Camille de Denis.

Ein Schuß und seine Folgen

Am 7. Dezember 1835 war es so weit. Ein Kanonenschuß ertönte. Deutschlands erste Eisenbahn trat ihre Jungfernfahrt an. Auf dem „Adler“, der von Stephenson erbauten Lokomotive, stand der Dampfmaschinenführer William Wilson in Frack und Zylinder – der Mann, dessen Gehalt höher war als das des Direktors der Bahn.

Das „Stuttgarter Nachrichtenblatt“ war zutiefst von ihm beeindruckt: „Wer möchte in einem solchen Manne nicht den ganzen Unterschied der modernen und der alten Zeit personifiziert erblicken! Jedes körperliche Geschick, welches gleichwohl nicht fehlen darf, tritt bei ihm in den Hintergrund, in den Dienst der verständigen Beachtung auch des Kleinsten, als eines für das Ganze Wichtigen. Jede Schaufel Steinkohlen, die er nachlegte, brachte er mit Erwägung des rechten Maßes, des rechten Zeitpunktes, der gehörigen Verteilung auf den Herd. Keinen Augenblick müßig, auf alles achtend, die Minute berechnend, da er den Wagen in Bewegung zu setzen habe, erschien er als der regierende Geist der Maschine und der in ihr zu ungeheurer Kraftentfaltung vereinigten Elemente...“

König Ernst August von Hannover aber empörte sich: „Ich will keine Eisenbahnen im Lande! Ich will nicht, daß jeder Schuster und Schneider so rasch reisen kann wie ich!“ Friedrich Wilhelm IV. hingegen behielt recht, als er sagte: „Diesen Karren vermag keines Menschen Arm mehr auf-zuzuhallen!“

Der erste Schienenstrang, der in die neue Zeit führen sollte, war sechs Kilometer lang. Fünf Jahre später, 1840, hatten Deutschlands Schienenwege bereits eine Länge von 470 Kilometer. Es war, als hätte der Nachhall des Kanonenschusses, mit dem man 1835 den „Adler“ auf seine erste Reise geschickt hatte, ein wahres Eisenbahnfieber ausgelöst.



Die erste deutsche Eisenbahnfahrkarte

Auch der 35jährige Märchendichter Hans Christian Andersen bekannte, daß ihn das „Eisenbahnfieber“ gepackt hatte, als er 1840 in die Türkei reiste und in Magdeburg seine erste Bekanntschaft mit dem neuen Verkehrsmittel machte: „Ich will nicht leugnen, daß ich vorher eine Empfindung hatte, die ich Eisenbahnfieber nennen will, und dies war am stärksten, als ich in das großartige Gebäude trat, von wo aus die Wagenreihe abfahren sollte... Die Signalpfeife ertönt, aber sie klingt nicht hübsch, sie hat viel Ähnlichkeit mit dem Schwanengesang des Schweines...“

Ein gesamtdeutsches Netz

Der Schienenstrang eroberte sich den Raum und mit ihm die Menschen. Die ersten Regierungen wagten den Bau von Staatsbahnen. Langsam begann sich ein gesamtdeutsches Eisenbahnnetz Listscher Vorstellung anzudeuten. Der eisenbahntechnische Fortschritt in den Jahren zwischen 1840 und 1870 war gewaltig. Unglückseligerweise stand die erste großräumige Bewährungsprobe der Eisenbahn im

Zeichen kriegesischer Auseinandersetzungen. Auf dem 18 000 Kilometer umfassenden deutschen Eisenbahnnetz rollten im Jahre 1870 in 1300 Transporten 550 000 Mann und 160 000 Pferde in Richtung auf die französische Grenze. Das äußere Gesicht der „Eisenbahn“ veränderte sich. Borsig in Berlin, Henschel in Kassel und Maffei in München gaben dem Lokomotivbau neue Impulse. Die Reisezüge entwickelten Höchstgeschwindigkeiten bis zu 90 km/h, und auch die Güterzüge transportierten ihre Frachten bereits mit 45 Kilometern in der Stunde. Das Eisenbahnnetz wurde immer dichter. 1885 umfaßte es in Deutschland 38 000 Kilometer. Man konnte darangehen, intensiver an Komfort und technischen Fortschritt zu denken.



Sogar ein Dampf-Walzer wurde komponiert...

In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stellte man die ersten Schlafwagen in Dienst. Ein amerikanischer Zimmermann namens George Mortimer Pullman aus Brockton hatte sie schon zwanzig Jahre zuvor erfunden und zu bauen begonnen. 1880 lief der erste Speisewagen, und wenig später wurde die elektrische Zugbeleuchtung eingeführt. 1883 schließlich verließ der erste Luxuszug, der Orient-Expreß, Paris in Richtung Konstantinopel. Man fuhr jetzt nicht nur bequem; man reiste auch sicher. Mit der Einführung der elektrischen Streckenblockung machte die Streckensicherung einen großen Fortschritt. Am bedeutungsvollsten aber für die Sicherheit der Fahrgäste war

Die Einführung der Druckluftbremse

Die groben Hebel-Bremsen, auch „Zweirad-Bremsen“ genannt, die von den in jedem Wagen mitfahrenden „Bremsern“ mit der Hand angezogen werden mußten, waren schon längst durch die „Spindel-Bremsen“ ersetzt worden. Hier bedienten die Bremsen nach Pfeifsignalen des Lokführers die Bremskurbeln. Die ersten Bremsklötze waren noch aus Holz – erst nach 1868 wurden gußeiserne Bremsklötze verwendet.

Der ideenreiche Eisenbahner J. F. Brandt aus Erfurt erfand 1853 die erste durchgehende Druckluftbremse. Wenig später machte George Westinghouse von sich reden. Er führte 1872 eine von ihm entwickelte Druckluftbremse vor, die die Grundlage für alle späteren Druckluftbremssysteme bilden sollte. Meilensteine auf dem Wege zum schnelleren und sicheren Eisenbahnverkehr waren die Erfindungen der Zweikammer-Bremse des in Berlin wirkenden J. F. Carpenter, die der Kunze-Knorr-Bremse und der Hildebrand-Knorr-Bremse. Heute, rund 100 Jahre später nach Erfindung der Druckluftbremse, fahren die Züge in vielen Ländern der Erde mit der modernsten Eisenbahnbremse überhaupt, mit unserer KE-Bremse...

Doch nun weiter in der Geschichte der deutschen Eisenbahn. Nach dem ersten Weltkrieg wurden die Deutschen Staatsbahnen zur Deutschen Reichsbahn zusammengefaßt, der man aber sogleich jährliche Reparationen von 660 Millionen Goldmark auferlegte. Diese Belastung erforderte umfangreiche und systematische Rationalisierungsmaßnahmen. So wurde der elektrische Zugbetrieb großzügig ausgebaut. Fernschnellzüge und -triebwagen, Hochdruck-

und Elektrolokomotiven, Reisegeschwindigkeiten von 135 km/h, die induktive Zugsicherung und andere Sicherungsanlagen spiegeln den gewaltigen technischen Fortschritt.

Europa auf den Schienen

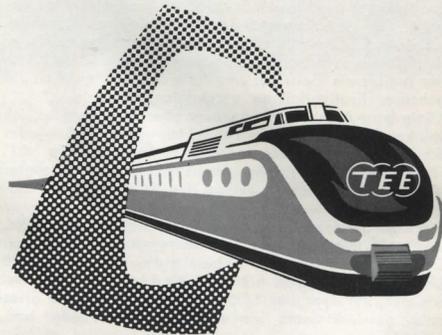
Vor 125 Jahren begann es mit dem „Adler“. Heute verkehren im Bundesgebiet täglich 14 000 Güterzüge und 24 000 Personenzüge.

Wie schrieb doch 1867 die Urgroßmutter an ihre Schwester: „... und ich muß gestehen, daß es gar beschwerlich war, die hohen Trittbretter zu erklimmen. Madame Dubard, meine Anstandsdame, mußte ihren Schirm aufspannen, um mich mit meinen geschürzten Rücken vor den Blicken der kecken Kavaliere zu schützen. Als unsere Reisetaschen endlich verstaubt waren, stieß die Lokomotive einen markerschütternden, grausigen Pfiff aus, und dann begann die rasende Fahrt. Es rüttelte uns gehörig durch auf unseren Samtpolstern, und kurz nach der Abfahrt geschah ein Malheur, indem nämlich aus unserem Proviantkorb die Rehbuhnsauce auf meine neue graue Pelerine tropfte.“ Inzwischen ist Europa auf der Schiene Wirklichkeit geworden. Mit der „Interfrigo“, die internationale Kühltransporte durchführt. Mit der „Eurofima“, die über Grenzen hinweg Eisenbahnmateriale finanziert. Mit dem „Europ-Gemeinschaftspark“, dessen 185 000 Güterwagen aus neun europäischen Ländern einen Kontinent als Heimat haben: Europa. Und mit den Traumzügen, die auf zehn Linien Europas wichtigste Kultur- und Wirtschaftszentren verbinden: Der Trans-Europa-Express der Bundesbahn, der deutsche TEE, gehört längst zum vertrauten Bild unserer Schienenwege.

Züge Tag und Nacht

Der Schienenstrang hat das Fernweh geweckt, hat die Künste und den Geist beflügelt. Dichter haben Menschen und Schicksale mit ihm verwoben, Musiker haben den stäh-

lernen Rhythmus rollender Räder nachempfunden. Filmregisseure haben die Eisenbahn zu einem Star gemacht. Hat nicht die Geschichte der Eisenbahn das seit Gutenberg und Columbus vielleicht erregendste Kapitel kultur- und wirtschaftspolitischer Entwicklung eingeleitet? Eine Geschichte, die von den ersten sechs Kilometern Schienenstrang zwischen Nürnberg und Fürth über mehr als 62 000 Kilometer deutschen Eisenbahnnetzes im Jahre 1915 bis zu den 31 000 der Bundesrepublik reicht. Von der dienstlichen Anordnung, „auf Sicht“ zu fahren, bis zum modernen Gleisbildstellwerk, von dem aus innerhalb von 24 Stunden 2000 Züge abgefertigt und geleitet werden – alle 43 Sek. ein Zug. Vom offenen Personenwagen bis zum Fernschnellzug von heute, mit Bar, Schlaf- und Speisewagen, mit Schreibabteilen und sprachkundigen Sekretärinnen. Von Plattformen für angespannte Kutschen bis zum „Auto im Reisezug“. Von der Hebel-Bremse bis zur KE-Rapid-Bremse. In Wahrheit also: **Vom „Adler“ zum Traumzug.**



UNSERE JUBILARE



25 DIENSTJAHRE

Motoren-Werke Mannheim AG



KARL VOGEL
20. 11. 60 Zeichn.-Ausgbr.



LOTTE HACKL
25. 11. 60 Kfm. Angest.



KARL WOLFER
3. 12. 60 techn. Angest.

Motoren-Werke Mannheim AG



HERMANN BADER
11. 12. 60 Leiter der Kleindiesel-Konstruktion



GEORG BEYER
18. 12. 60 Härter



JOHANN NEUBERGER
25. 11. 60 Autom.-Einst.

WILLI HART
12. 12. 60 Monteur

Tagung der Betriebsratsvorsitzenden und deren Stellvertreter sämtlicher Konzernwerke vom 12. bis 14. X. 60 in Berlin

Aus Anlaß der Feierlichkeiten zum 75jährigen Geschäfts-Jubiläum der Gummifabrik Kübler fand die Tagung der Betriebsräte in Berlin statt.

Die Leitung der Tagung lag in den Händen des Vorsitzenden des Dreier-Ausschusses, des Kollegen **Scherer**.

An der Tagung nahmen teil: die Kollegen

- Kurz und Unangst (Motorenwerke Mannheim)
- Scherer und Edenhofer (Südbremse München)
- Vohmann und Flottmann (KB-Volmarstein)
- Eckert und Lobe (KB-München)
- Borsdorf und Pollacek (Hasse & Wrede, Berlin)
- Wald und Wächter (Kübler, Berlin)
- Albrecht (KB-KG, Berlin)
- Stolzenburg – in Sachen „Kinderheim“ – (KB-KG, München)

zeitweilig: Herr Direktor Goerz (KB-KG., München)

Die Tagesordnung umfaßte folgende Punkte:

1. Stellungnahme zum Protokoll der Tagung in Mannheim vom 22.–24. März 1960
2. Bericht des Dreier-Ausschusses über seine Sitzungen
3. Bericht der Betr.-Rats-Vors. der einzelnen Werke
4. Bericht des Kollegen Wald über Ablauf des Jubiläums der Firma Kübler
5. Soziale Fragen
6. Bericht des Herrn Dir. Goerz über die Lage des gesamten Unternehmens
7. Verschiedenes.

Am Mittwoch, den 12. 10. 1960, vormittags um 9 Uhr eröffnete Kollege **Scherer** die Tagung, begrüßte alle Teilnehmer und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Tagung zu einem vollen Erfolg führen möge. – Nach Bekanntgabe des Ablaufs der Tagung und der Jubiläumsfeierlichkeiten ging man zur Tagesordnung über.

Zum 1. Tagesordnungspunkt wurde wie üblich verfahren und das Protokoll der letzten Tagung in Mannheim einstimmig angenommen.

Zum 2. Tagesordnungspunkt übergehend erwähnte Kollege **Scherer**, daß nur eine Sitzung am 7. 9. 1960 unter Hinzuziehung Herrn **Stolzenburgs** in besonderer Mission stattgefunden habe und verlas das Protokoll darüber. Da keine Einwände dagegen und keine Fragen an den Dreier-Ausschuß vorlagen, wurde auch dieses Protokoll angenommen. Es folgte der Bericht der Betriebsrats-Vorsitzenden der einzelnen Werke mit größtenteils guten Nachrichten: Die Umsätze wie auch die Auftragsbestände sind gestiegen. In allen Werken ist Mangel an Arbeitskräften und zum Teil auch an Maschinen festzustellen, wodurch Schwierigkeiten in der Einhaltung von Lieferfristen aufgetreten sind. Man ist bestrebt, diese Engpässe durch Hereinnahme von ausländischen Arbeitskräften und durch Arbeitsverlagerung zu beheben. Auch will man durch Neu-

anschaffung von Maschinen einen flüssigeren Produktionsablauf und damit eine Steigerung erreichen.

An diese Berichte schloß sich eine längere Diskussion an. Einige vordringliche Probleme wurden eingehend behandelt. Zum Punkt 4 der Tagesordnung teilte Kollege **Wald** noch nähere Einzelheiten über die Abwicklung der Jubiläumsfeierlichkeiten und die dabei zu erwartenden besonderen Sozialleistungen von seiten der Firma Kübler GmbH. mit: die schon lange erwartete Schaffung einer Altersversorgung. Anschließend berichtete Kollege **Stolzenburg** zu Punkt 5 der Tagesordnung „Soziale Fragen“ über das Kinderheim in St. Blasien. Er konnte nur Gutes berichten, insbesondere, daß einige Verschönerungen vorgenommen worden sind; auch erfreuen sich die Kinder guter Verfassung und kehren erholt zurück.

Im Anschluß daran kam das Gespräch auch auf das Jugendschutzgesetz, das ab 1. Oktober 1960 in Kraft getreten ist. Unsere sämtlichen Betriebe haben sich bereits damit befaßt, dieses Gesetz wirksam werden zu lassen und der Jugend zu ihrem Recht zu verhelfen. Die Diskussion hierüber wurde durch das Eintreffen des Herrn Direktor **Goerz** unterbrochen, der vom Kollegen **Scherer** begrüßt wurde. Herr Direktor **Goerz** begrüßte seinerseits alle Anwesenden und gab an Hand einer Zusammenstellung der wichtigsten Zahlen über die Höhe der Umsätze, Auftragsbestände, Investitionen, Sozialleistungen und Belegschaftsstärken ein Bild über die augenblickliche wirtschaftliche Lage im Konzern. Wir fanden eine Bestätigung der von den einzelnen Werken gegebenen Geschäftsberichte.

Im großen und ganzen gesehen hat sich das Geschäftsjahr 1960 trotz der schlechten Prognosen besser gestaltet, als man angenommen hatte. Gegenüber dem September 1959 ist bis Ende September 1960 der Gesamtumsatz des Konzerns um 10,7%, der Auftragsbestand in dem gleichen Zeitraum um 12,8% gestiegen.

Nach dem letzten Punkt der Tagesordnung, der verschiedene gewerkschaftliche und innerbetriebliche Fragen klären sollte, konnte schließlich die Tagung unter dem Eindruck einer guten und nützlichen Zusammenarbeit sowie eines wertvollen Gedankenaustausches beendet werden.

Als nächster Tagungsort wurde **München** vorgesehen, und zwar für die Zeit vom 20. bis 22. März 1961.

Zwei festliche Ereignisse bildeten diesmal den Abschluß unserer Tagung in Berlin: Einmal war es das 75jährige Geschäfts-jubiläum der Gummifabrik Kübler, zum andern das 40jährige Arbeitsjubiläum unseres Kollegen **Albrecht** als Angehöriger der Knorr-Bremse KG., Berlin. Zu unser aller Freude ließ es sich Direktor **Vielmeiter** trotz starker Inanspruchnahme nicht nehmen, diese beiden Jubiläen zu besuchen und damit seine Verbundenheit zu seinen Werken und zu uns zum Ausdruck zu bringen. Eckert, Schriftführer

Wahl der Arbeitnehmervertreter in den Aufsichtsrat der Knorr-Bremse-GmbH.

fand am 6. Dezember 1960 statt. Als wahlberechtigt nahmen die Angestellten und Arbeiter des Stahlwerks Volmarstein und die Angestellten der Knorr-Bremse GmbH., München, teil. Außerdem gehörten noch die Angestellten der Kfz-Vertretungen in Berlin und Bielefeld dazu.

Im ganzen wiesen die Wählerlisten 1244 Stimmberechtigte aus. Zu wählen waren 2 Aufsichtsratsmitglieder, davon lt. § 76 des BVG ein Angestellter und ein Arbeiter.

Der Hauptwahlvorstand hat nach Prüfung der eingereichten Wahlvorschläge den folgenden endgültigen Wahlvorschlag bekanntgegeben:

1. Eckert, Alfred, Ing., Angestellter
2. Enge, Willi, Kfm. Angestellter
3. Stöcker, Heinrich, Vorarbeiter, Arbeiter
4. Vohmann, Karl, Betr.-Rats-Vors., Arbeiter
5. Weinrich, Reinhard, Kfm. Ang., Angestellter

Es wurden insgesamt 1243 Stimmzettel abgegeben davon waren 1017 Stimmzettel gültig

67 Stimmzettel ungültig
9 Stimmhaltungen

Gewählt wurden:
Herr Willi Enge, Angestellter und Herr Karl Vohmann, Arbeiter, d. h. dieseblen Vertreter, die das Amt bisher innehatten.
Die Wahlbeteiligung betrug 88%, dabei in Volmarstein 87,5% in München 89%
Die einzelnen Kandidaten erhielten folgende Stimmzahlen:

Eckert	281
Enge	498
Stöcker	211
Vohmann	717
Weinrich	221
Stolzenburg, München	

Ein königlicher Sport



Bergfalke bei der Landung



Hand – hoffentlich brachte er uns heil wieder auf die Erde... Nachdem Frühlein Isolde noch mit einem zünftigen Feldtelefon den Männern an der Winde den Start durchgesagt hatte, ging es los.

Von dem Seil gezogen rumpelte der Bergfalke mit uns schneller und immer schneller über den Grasboden, bis schließlich die Maschine vom Boden abhob und steil in den Himmel aufstieg, noch immer von der Winde gezogen. Endlich, nachdem der Höhenmesser 450 m anzeigte, wurde das Seil ausgeklinkt. Es segelte in der Nähe des Wäldchens zu Boden. Wir aber drehten schon die erste Kurve über Schleißheim. In den Bergen herrschte Föhn, und unser Blick fiel auf die Zugspitze und weiter hinüber bis zu den Schweizer Alpen! Ganz still war es, ganz einsam und ganz einzigartig. Wir zogen Schleifen und Kurven und schauten über München und Bayern und weiter über die Grenzen... Leider ließ uns die Thermik bald im Stich, und wir verloren schnell an Höhe. Jetzt wurde die Landung vorbereitet, die Landeklappen gezogen – und knapp hinter dem Landekreuz setzte unser Bergfalke auf. Die Erde hatte uns wieder.

Es war ein großartiges Erlebnis, und wir können die Männer verstehen, die Sonntag um Sonntag auf dem Flugplatz verbringen und dafür auf vieles andere verzichten... Nicht nur auf das umfangreiche Sonntagsmenü, das ihnen die liebe Gattin vielleicht abends aufgewärmt vorsetzt, nicht nur auf das Sonntagsschläfchen, das überhaupt nicht nachgeholt werden kann – sondern auch auf viele andere Freuden, für die das Taschengeld sonst springt. Denn Segelfliegen kostet Geld.

Da ist einmal der Klubbeitrag. Dazu kommen die Gebühren für jeden Start, wobei der Windenstart natürlich billiger ist als der Flugzeugstart... Wer aber aktiv mitarbeitet, bekommt die Arbeitsstunden angerechnet. Aktiv – das bedeutet in der Werkstatt. Der Verein, dem unsere Südbremse angehört, besitzt 2 1/2 Flugzeuge. Das halbe befindet sich noch in Bau und soll zum Frühjahr fertig und getauft werden. Für die schwierigsten Arbeiten stellte die Südbremse Vorrichtungen und Spezial-

werkzeuge zur Verfügung. Sie durften nach Feierabend in der Firma durchgeführt werden. Für den Klub war diese Möglichkeit eine große Hilfe, denn ein Bergfalke beispielsweise kostet 11 000,- DM – und der Eigenbau ist natürlich billiger.

Viele junge Leute werden in dem kommenden Jahr in diesem Flugzeug lernen und, wenn sie genügend Ausdauer und Energie mitbringen, ihre A-, B- und C-Prüfung machen. Manche halten durch – viele brechen vorher ab, um sich einem bequemerem Sport zuzuwenden, der nicht den ganzen Mann will, sondern auch mit dem halben zufrieden ist. Denn Sportarten gibt es viele, und Fußball ist sicher populärer – aber er wird nie ein königlicher Sport werden wie es das Segelfliegen ist.

Wer Näheres über dieses nicht alltägliche Hobby wissen möchte, sollte sich mit Herrn Huber, KB-München, Tel. 481, in Verbindung setzen.



Fräulein Isolde: „Start fertig – Seil einholen...“

Die Flieger und ihr Bodenpersonal



Diese beiden Herren sind begeisterte Segelflieger und Münchener Knorr-Kollegen. Ihnen hatten wir es zu verdanken, daß wir den ersten Segelflug unseres Lebens machen konnten, als sie uns eines Sonntags mit auf den Flugplatz nahmen.

Es war ein diesiger Tag, fast keine Luftbewegung, und die „Thermik“ ließ an diesem Oktobertag auch zu wünschen übrig. Von diesem warmen „Aufwind“ lebt ja der Segelflug. Er entsteht durch vertikale Luftströmungen, die sich bei verschiedenen starker Erwärmung des Erdbodens bilden... Die beste Zeit fürs Segelfliegen sind deshalb die Sommermonate. Dann kann sich ein Segelflugzeug bei geschickter Führung stundenlang in der Luft halten... Aber für uns Anfänger wurde auch ein Flug von einem Viertelstündchen zum Erlebnis.

Herr Huber, der wochentags als Ingenieur Knorr-Kunden betreut, nimmt sich sonntags als Fluglehrer der Schüler und Gäste an. Wir durften in einem Bergfalken, so heißt der Vogel, Platz nehmen und harrten etwas ängstlich der Dinge, die da kommen sollten. – Sie brausten zunächst in Form eines museumsreifen Rennwagens an uns heran. Der minderjährige Fahrer am Steuer preschte wie Old Caracciola über die Wiesen und brachte eilfertig das Seil von der Winde an, die 1 km entfernt in einem Wäldchen etabliert war. Es wurde eingeklinkt, und dann nahm Lehrer Huber hinter uns Platz und schloß die Haube. Die Spannung wuchs. Unser Schicksal lag in seiner